
Der Zuhörer

Sanela Tadic

(Erzählung, 2009 / 2012)

Eine Stadt wie New York ist voller Stimmen. Die Menschen in einer Stadt beklagen sich zumeist über den ständigen Lärm der fahrenden, hupenden Autos, der vorbeiziehenden Bahnen, über das ohrenbetäubende Rattern und Sausen aller Arten von Maschinen und nicht zuletzt über das penetrante Stampfen und Klopfen gehetzter Bürger und Bürgerinnen. Wohin sie auch gehen, sei es aus Pflicht oder zum Vergnügen, auf allen ihren Wegen starren ihnen in leuchtend-schriellen Farben Verheißungen, Symbole und städtische Ideale entgegen. Es gehört zum Charakter einer modernen und beliebten Stadt, dass sie rasend, laut, verlockend und bunt ist. Wie ein Jahrmarkt oder ein Basar muss eine Stadt von heute vielversprechend sein, die Augen sättigen und allen Ernst übertönen, der mit heulenden Rufen nicht von leisen Menschenseelen weicht. Stadtbewohner kommen einfach nicht umhin, zu sehen, was die Stadt ihnen zeigen will oder zu hören, was sie ihnen zu sagen hat. Nämlich, dass es viel zu tun gibt, viel zu kaufen, viel zu erleben – und viel zu verlieren. In einer Stadt, die so laut schreit, so viel sagt und verlangt, sind Stille und Schweigen etwas Unnatürliches. Nicht städtisch. Nicht gesellschaftlich. Nicht menschlich.

Von Zeit zu Zeit versuchen viele Bewohner diesen unausweichlichen Botschaften ihrer Stadt zu entkommen, in der Hoffnung mehr Freiheit und Stille zu erfahren. Sie tun das auf unterschiedliche Weise. Manche flüchten in die Berge, in Waldhütten, an entlegene Seen oder auf kleine Inseln. Andere suchen Abenteuer in fremden Ländern oder streben nach Horizonterweiterung in Städten anderer Kulturen, die ihnen als ‚Gäste‘ weniger fordernd erscheinen. Wenn es ihnen nicht möglich ist, ihre Stadt zu verlassen, begeben sie sich zur

Massage, zu fernöstlichen Heilern, in Yoga-Zentren, Wellness-Oasen, Tempel, Gotteshäuser, Bibliotheken, Park- und Gartenanlagen oder in nahegelegene Wälder. Die Auswahl ist groß, aber nicht so groß wie ihre Stadt, in deren System aus Versprechungen und Bedrohungen sie zugeschüttet leben. Zuflucht vor alldem finden sie im stillen Nirgendwo, in welcher Form es auch immer ausgesucht wurde. Wo immer dieser Ort ist, er erlaubt ihnen, endlich innezuhalten, ihre Sinne zu erholen und gibt ihnen die seltene Gelegenheit, sich selbst zuzuhören. Und ganz plötzlich sind sie nicht mehr in der Stadt, nicht mehr nur Teil der Gesellschaft, einfach nur ‚Mensch‘. Eine entfesselnde Erkenntnis, auf die zunächst eine Zeit der Erholung und Wiederbelebung folgt. Lang ist diese Zeit allerdings nicht. Bald schon ertragen sie die Stimmen der Stille nicht mehr. Mehr noch als die Stadt wird ihnen dies zur erstickenden Bedrängnis. Sie müssen zurück in die Stadt. Sie brauchen die Stadt. Alle ihre betörenden Stimmen, ihren vertrauten Krach, ihre verstreuten Zeichen und Wegweiser. Stadtmenschen eben. Zwiespältig besessen davon, sowohl in der Masse mitzulaufen, sich anzugleichen, als auch aus ihr herauszuragen und etwas Besseres zu sein. Tagsüber Jäger nach dem Alltäglichen, Gewohnten und Normalen. Nachts Träumer vom Außergewöhnlichen, Einmaligen und Faszinierenden. So wie die Stadt aus der Ferne auf die Menschen schaut, schauen auch die Menschen gern auf ihr Leben. Also stürzen sie sich wieder mit aller Hast auf den Asphalt, in die plappernde, fluchende und nörgelnde Menge ihrer Stadt, von der sie sich fügend treiben lassen. Sie eilen geschäftig in Büros, Kaufhäuser und Supermärkte; erwartungsvoll streifen sie durch Bars, Clubs und Casinos; suchen und finden Anschluss auf Partys und Veranstaltungen. Überall dort, wo die wahre Stille ist, nach der sie suchen; wo sie endlich nicht hören, was sie wirklich im Leben wollen.

Es ist ein inneres Gesetz, dem wir Menschen folgen: Stille und Schweigen. Das ist der Tod. Lärm und Stimmen. Das ist Leben. So halten wir es auf der Welt. Wir trennen, was uns unzugehörig und wir sammeln, was uns zugehörig erscheint. Das nennen wir dann Wahrnehmung. Wir nehmen wahr, was uns von außen anspringt, das wir hinnehmen können. Alles andere werfen wir in die Stille, ins Schweigen. Dort stirbt es aber nicht. Es atmet und lebt wie diese fordernde Stadt, der wir so ergeben sind. Und wir Menschen kommen einfach nicht umhin, zu sehen, was uns Stille und Schweigen zeigen wollen oder zu hören, was sie uns zu sagen haben. Nämlich, dass es viel zu denken gibt, viel zu empfinden, viel zu bewirken – und viel zu gewinnen.

Jenseits der Stimmen

Jason Gareth bereitet sich in einem New Yorker Café auf ein besonderes Vorstellungsgespräch vor. Für einen Job in der Stadt und für die Menschen der Stadt, die er nichts kosten soll. Es wäre ein Nebenjob, den er für wichtiger hält als seinen Hauptjob. Für ihn bedeutet er sogar die Hauptaufgabe im Leben. ‚Dieser Nebenjob ist ein Hauptjob‘, da ist er sich ganz sicher. Er ist sich aber nicht sicher, ob er der richtige für ihn wäre. Schon Stunden vor seinem Termin sitzt er bereits allein im Café unter Stadtmenschen, um ein Vorstellungsgespräch mit sich selbst zu führen. Wäre er die richtige Stimme? Fände er die richtigen Worte? Vor allem aber: Hat er das richtige Gehör für die Menschen seiner Stadt? Jeder kann sich für diesen Job bewerben, steht auf dem Anforderungsprofil. Nicht jeder bewirbt sich für ihn. Nicht jemand, der diese Fragen scheut. Keiner, der sich schon vor den Hauptaufgaben seines eigenen Lebens fürchtet. Jason scheute Fragen nie, aber er fürchtete sich viel. Auf den ersten Blick lesen sich die Anforderungen an diesen Job wie selbstverständliche Eigenschaften eines jeden erwachsenen Menschen: ‚Reife Persönlichkeit, Lebenserfahrung, Einfühlungsvermögen, Verantwortungsbewusstsein, toleranter und verständiger Umgang mit Menschen, Selbstkenntnis und Fremdwahrnehmung, Sozial- und Kommunikationskompetenz‘ – und hervorgehoben – ‚die Fähigkeit zum aufmerksamen Zuhören‘. Klar, kann sich jeder Erwachsene bewerben. Auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick liest sich der weiter unten aufgeführte Eignungstest, die einjährige Ausbildung, ständige Weiterbildung und regelmäßige Supervision nicht mehr so selbstverständlich. Man will meinen, es handle sich um einen unbezahlten Nebenjob, für den jeder Bürger, jede Bürgerin geeignet wäre und die er auch nichts kostet. Man möchte glauben, es handle sich um

die Hauptaufgabe im Leben, deren Anforderungen jeder Mensch genügen sollte. Jason glaubte es mal. Zum richtigen Zeitpunkt sprechen und schweigen können, das sollte keinem normalen Erwachsenen schwer fallen. Keinem New Yorker. Keinem Stadtmenschen, der inmitten der Stimmengewalt New Yorks aufgewachsen ist und die Hauptaufgaben des Lebens bewusst und ehrlich zu leben weiß. Bewusst und ehrlich. So muss sich Jason seinen eigenen Anforderungen jetzt stellen. Er muss sich fragen, wie sich sein Leben bis jetzt lesen lässt, für jemanden, dem die Stadt nie zuhört...

Auch Jason ist ein gebürtiger Stadtmensch. Ein New Yorker, in dem pausenlos Echos von Geboten und Beschwörungen widerhallen. Nie hat er New York als eine Weltstadt gesehen, die er bewohnt. Stets hat er sich von ihr bewohnt gefühlt. Damit ist er nicht allein, wie er später festgestellt hat. Ein Jeder wird von dem Ort bewohnt, an den er seine Triumphe und Niederlagen hängt. Niemand will sich eingestehen, dass er zugunsten dieses Ortes einen wesentlichen Teil von sich ausgesetzt hat, auf dass er sich auflöst – in Stille und Schweigen. Heute weiß Jason, dass Verslossenheit und Sprachlosigkeit menschliche Eigenschaften sind, die keiner entbehrt. Häufig werden sie selbst als solche so gut verborgen, dass man sie nicht erkennt. Am besten verbirgt sich Ungesagtes und Unausprechliches in vielen, ausschweifenden Worten. Das Sprechen kann als verbale Maske dienen, als Wort gewordene Lautlosigkeit, die den Sprecher unantastbar macht gegen jedes Wort und jede Tat, die in sein Schweigen greift. Lieber ein unterhaltsamer Schwätzer sein, als ein ängstlicher Ratsuchender, sagen sich viele, die unverbindlich reden. Hätte Jason das als

Kind schon gewusst, wäre er nicht von allen Vielsprechenden so eingeschüchtert und überwältigt gewesen. Er hätte sie nicht alle für mutiger, wortgewandter und vielsagender gehalten als einen wie ihn, der seit früher Kindheit stark stotterte und lernte, das Schweigen dem Sprechen vorzuziehen. Lieber ein würdevoll Stiller sein, als ein bemitleidenswerter Redner, sagte er sich. Natürlich für andere unhörbar. Still. Für ihn klang es unwiderfürlich und unerträglich laut. So laut wie alles, was er sagen wollte, sagen musste und nicht konnte. Er war unfähig sich mitzuteilen, ohnmächtig, den Menschen näher zu kommen und dazu verdammt, von ihnen getrennt zu sein. Nichts wünschte er sich mehr, als die ‚eine Sprache‘ zu sprechen, die alle Menschen durch wohlwollende und verständnisvolle Worte zusammenführte. Seine Worte aber, so schön und gutgemeint sie auch sein mochten, klangen wie die Angst selbst, die hohe, kalte Wände zwischen Seelen errichten kann. Wer also wollte und konnte mit der Angst sprechen? Nicht einmal Jason sprach gern mit sich selbst. Es war ihm, als würde sich eine gewaltige Stimme durch alle seine Gedanken und Gefühle brüllen, dass er sich dem Wahnsinn nahe glaubte. Durch seine Seele und seinen Kopf jagte ein Orkan aus Worten, Bildern und Ideen. Die Stimme, die wutschnaubend zu seinen Lippen vordringen wollte, dämmte alles ein, was er dachte und fühlte. Denn in seinem Schweigen hatte sich bereits derart viel Bedeutung angesammelt, die Sprache gar nicht mehr vermitteln konnte. Wie die meisten Menschen legte er schließlich großen Wert auf das Gesprochene und Gedachte anderer Leute. Mit dem Sprechen gab Jason in den ersten zwei Jahrzehnten seines Lebens auf, zu sein, wer er wirklich war und was er darüber hinaus noch werden konnte.

Ein Sprachloser in New York? Das klang unnatürlich. Ein Stotternder in New York? Das klang unmöglich. Ein Sprechender in New York zu sein? Diese Frage stellte er sich nicht. Noch nicht. Sie sollte erst später in ihm aufkommen, zu einem Zeitpunkt, an dem er sich die Antworten auf die anderen Fragen verinnerlichte und das Sprechen zum nächsten notwendigen Schritt wurde, um diese Antworten leben zu können. Bis es soweit war, hielt Jason sich auf allen seinen Wegen Schranken hin. Er war ein Chancenloser im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Ein Unscheinbarer in einer Stadt, wo Tellerwäscher und Kassierer Millionäre und Berühmtheiten werden. Eine Witzfigur, die vielleicht in Filmen die Leute zum Lachen bringen würde. In dieser Art hörte er andere von ihm reden und nach einer Weile hörte er sich in dieser Art von sich denken. Er hörte überhaupt sehr viel. Immer hörte Jason bei allem und jedem genau hin. Weil er eben nicht sprach, dachte er. Er dachte auch sehr viel. Weil Schweigsame eben jede Gelegenheit nutzen, die Dinge genauer zu betrachten. Also sah er auch viel. Zudem glaubte er, an der Stimmlage der Menschen deren Gemütsverfassung herauszuspüren. Weil er wusste, dass auch aus seiner Stimme die ständige Angst sprach, die er vor den Worten hatte. Noch ahnte er von seiner Zukunft als ‚Sprechender‘ nichts, noch glaubte er nicht, dass erst Gehör, Wahrnehmung und Empfindung ihm auf ungeahnte Weise das Sprechen beibringen würden. Man kann sagen, dass jemand wie er sich im Vergleich zu anderen rückwärts entwickelt hat – mit demselben Ergebnis. Eines Tages, heute weiß er nicht mehr genau, wann es war, sah er plötzlich über manche Unmöglichkeiten hinweg und erkannte wenigstens, wo seine Stärken, seine Möglichkeiten lagen. Sein Stottern trennte ihn nicht von den Menschen. Es stärkte vielmehr das Band zwischen ihnen und ihm. Etwas ihnen Gemeinsames war da: Das Schwei-

gen jenseits der Stimmen. New York, das ist nicht nur die Stadt der selbstbewussten Redner, der Wohlhabenden, Erfolgreichen, Gesunden, Schönen und Berühmten. New York ist ebenso eine Stadt der Blinden, Gehörlosen, Stummen, Gelähmten und Behinderten. Eine Stadt der Verstoßenen, in der Menschen auch untergehen und sich verlieren können. Eine Stadt der Unsichtbaren, jener Fallengelassenen, die krank, alt, arm, einsam und unglücklich geworden sind. Die amerikanische Gesellschaft besteht nicht nur aus Aufsteigern und Traumjägern, die laut und bestimmend sagen: „Ja, ich kann!“ New York, Amerika, die ganze Welt ist auch voller Gefallener, die leise und zaghaft sagen: „Ich kann nicht mehr.“ Selbst dann, wenn sie ganz normal sprechen und scheinbar völlig unbeeinträchtigt sind. Mit dieser Einsicht fand Jason einen Grund, der besser nicht sein konnte, warum er geradezu ‚begabt‘ war mit der Unfähigkeit normal zu sprechen und mit seinem stillen Versteck – dem Schweigen. Es schärfte ihm die Sinne. Den Einen ganz besonders, auf den viele hoffen, die von abertausenden Stimmen heimgesucht werden, auf die sie hören sollen und für ihre eigene kein Gehör finden. Es ergeht ihnen ähnlich wie Geisteskranken. Zwar verlieren sie nicht den Verstand, doch verlieren sie den Glauben, der wirklich zählt. Den Glauben an die unbegrenzten Möglichkeiten – den alles entscheidenden Glauben an sich selbst.

Jede Großstadt unserer Zeit stellt hohe Ansprüche an menschliche Sinne. Mit vielen Dingen und Menschen kommt unsere Haut in Berührung. Alles möge und solle uns gefallen, schmecken und duften. Was wir sehen und hören, möge und solle angenehm und

richtig für uns sein. Das sind die großen Versprechen und Gebote einer jeden vorlauten Stadt und die großen Enttäuschungen und Zweifel einer unsicher schweigenden Masse. Es sind der Menschen und Dinge, der Stimmen und Worte zu viele in einer Stadt; zu groß ihre Vielfalt und Macht, als dass einzelne, stille Seelen nicht unter ihren Bann geraten könnten. Man beugt sich in der Welt vor der großen Zahl. Vor geschlossenen Systemen, neuen Moden, altbewährten Traditionen, präzise angelegten Richtungspfeilern und ungebrochenen Regeln. Nicht zu überhören und unentrinnbar dringen die hartnäckigen Rufe dieser Stimmen in jedes Leben. Immerzu zählen wir die Stimmen, denen wir folgen. Selten wagen wir zu prüfen, wie viel sie wiegen. Sprachlos oder stotternd in New York? Das Klang für Jason irgendwann gar nicht mehr so unnatürlich. Überall wird viel gesprochen, was nicht bedeutet, dass viel von dem gesagt wird, was man von sich aus tatsächlich meint.

Stille, Angst und Einsamkeit

Inmitten dieser Stimmengewalt New Yorks kam Jason Gareth vor 36 Jahren auf die Welt. Es war eine ausgesprochen leichte und schnelle Geburt. Vor allem aber war sie still. Ganz ohne jenes erste Babygeschrei, das nach der Geborgenheit des Mutterleibs verlangt und ohne den herzerreißenden Weinkrampf, der um Zuwendung fleht. Es heißt, dass Babys schreien, damit ausreichend Luft in ihre Lungen gelangt und um möglichst oft ihre Stimmbänder klingen zu lassen. Ihre ersten Laute erzeugen sie durch Schreien und Weinen, da ihre Stimme noch nicht ausgereift ist und sie die Sprache noch nicht entdeckt haben. Mit instinktiven, lautstarken Regungen sagen Babys, was sie brauchen. Was sie wollen, wissen sie noch nicht. Jason aber gab keinen Mucks von sich. Nur sein winziges, rundes Gesicht, aus dem offene und suchende Augen leuchteten, kündigte so etwas wie ein neues Bewusstsein in der Stadt an. Das kleine Köpfchen reckte sich unruhig in alle Richtungen, als würde es bewusst fragen: „Wo bin ich, was soll ich und wer bin ich hier?“ Ein neues Kind in New York. Eine weitere Entdeckungsreise durch das Wo, Was und Wer.

Jason schrie und weinte auch später selten. Seine Eltern brachte er so gut wie nie um den Schlaf. Auch er selbst schlief viel. Das Weinen und Schreien kam mit dem Hunger, wenn die Windeln voll waren oder bei lauten Stimmen und Geräuschen. Als Kind kam er einige Male in ernste Lebensgefahr. Niemals hatte er geweint und nie hatte er Angst. Das lag nicht an einer angeborenen, ausgeprägten Tapferkeit in ihm. Vielmehr war es so, dass für Jason ernsthafte Gefahren ganz woanders lauerten. Offensichtliche Bedrohungen oder

von außen zugefügter Schmerz erschreckten ihn nicht. Er sah, dass es passierte und war sich sicher, dass es bald verging und er keinen Schaden davontragen würde. Alles, was er fürchtete, lag in der Seele. Vor ihren unsichtbaren, doch fühlbaren Tiefen zitterte er schon als Kind wie andere Kinder vor bissigen Hunden oder Spritzen. Diese realen, durchaus verständlichen Ängste kannte Jason nicht. Seine Ängste schienen auf den ersten Blick unsinnig, eingebildet und ungerechtfertigt zu sein. Eigentlich fürchtete er sich vor allem, was er nicht kontrollieren und mit seinen fünf Sinnen nicht erfassen, bloß erahnen konnte. Trotzdem trieb es ihn als Kind schon in die Tiefen seiner und anderer Seelen, in die Dunkelheit, die er von Geistern und anderen Wesen bewohnt glaubte. Und ja, er zitterte und schauderte davor, etwas sagen zu müssen und es nicht zu können. Es musste an der Seele liegen, die in seiner Vorstellung auch Hände besaß, mit denen sie ihm buchstäblich immer und immer wieder die Sprache verschlug. Für tapfer und heldenhaft konnte er sich nicht halten. Eher sah er sich als leichtsinnigen Feigling und demnach als lebenden, wandelnden Widerspruch. Es war keineswegs ungewöhnlich, dass er vor dem Unsichtbaren Angst hatte und überall dort, wo nichts zu sein schien, etwas Bedrohliches vermutete. Sein Problem (heute nennt man es Handicap) hatte keinen sichtbaren Ursprung. Dieser musste demzufolge irgendwo im beseelten Dunkel liegen, verborgen und tief, dass es nur ein Drittes Auge zu erkennen in der Lage wäre. Mit dem Heranwachsen sollte ihm klar werden, dass er in seiner Angst nicht so außergewöhnlich litt. Zwar war sie präsenter. Die Angst. Sie umschlang sein ganzes Wesen, verschlang ihm allen Mut und ergriff wie ein Geist sichtbar Besitz von ihm. Nicht zu verbergen und nicht zu verdrängen. Doch bei ge-

nauerem Hinsehen war er kein Sonderfall, der sich wesentlich von anderen heranwachsenden Menschen unterschied.

Das Wort ‚Stotterer‘ missfiel ihm sehr. Bei diesem Wort denkt jeder unweigerlich an bekannte Heldengeschichten, in denen ein Schwächling vor einen Starken tritt und dabei ein zugleich amüsanter wie Mitleid erregendes Bild abgibt: Zitternd erstarrt der Schwächling vor Angst, der Schweiß rinnt seiner glühenden Stirn hinab, sein Atem setzt aus und er verfällt in hilfloses Stottern, während der Held sich überlegen und triumphierend von ihm abwendet. Allgemein betrachtet ist dieses Bild vom Starken und Schwachen kulturell stark verankert, obwohl wir wissen, dass Stärke mit Schwäche unmittelbar zusammenhängt. In einem weiteren Sinn kann Schwäche zeigen auch Ausdruck von Stärke sein. Die Schwachen aber werden allerorts mit verächtlichem Spott gestraft. Interessant ist auch, dass Menschen, die unter ihren Schwächen leiden, mehr belächelt und mitunter sogar gemieden werden als Menschen, die anderen vorsätzlich schaden zufügen. Denn viele sogenannten Starken lassen andere unter sich leiden, um nicht schwach zu erscheinen. Es liegt in der Natur der Dinge, dass Menschen eher den Schwachen mit Steinen bewerfen als den Schlechten, der ihnen dann vielleicht mal nützen oder zumindest nicht schaden wird. Natürlich sind das nicht Folgerungen, die Jason sich in weiser Eingebung angesichts seiner Unzulänglichkeit von selbst machte. Jason lernte viel von anderen Menschen, von allen, die in sein Leben traten. Ohne zu wissen, dass er ihr Schüler war. Auch sie wussten nichts von ihrer Lehrerstellung. Keiner unter ihnen war unfehlbar. Jeder schöpfte seine persönli-

che Weisheit aus seinen eigenen Unzulänglichkeiten. Es war wichtig, sich alles von jedem anzuhören und es gesondert zu verarbeiten. Auch das lernte Jason in seiner Fehlbarkeit erst rückblickend. Es gibt keinen Menschen, der nur klug, nur dumm oder nur stark und nur schwach ist. Worauf er mit sich zusteuert, darauf kommt es an. In dieser Richtung, an diesem Ziel liegt das Gute oder das Schlechte. Offen und unverfälscht, mit bloßem Auge zu erkennen, um zu wissen, ob man seiner Stimme vertrauen kann.

Jeder macht seine ersten prägenden Erfahrungen mit Stärke und Schwäche in der Schule. Eine Schulklasse besteht zu 70 % aus Starken, zu 20 % aus Schwachen und zu 10 % aus jenen Außenseitern, die sich nicht so leicht einordnen lassen. Zu welcher Kategorie ein Schüler gehört, bestimmen nicht zwingend seine Eigenschaften. Zumeist hilft gutes Aussehen. Es genügt aber schon, sich einen Starken zum Freund zu machen, um zu den Starken zu gehören. Das Wort ‚Freund‘ bedeutet in diesem Fall soviel wie, über dieselben Witze zu lachen, auch wenn man sie nicht komisch findet. Dieselben schüchternen Klassenkameraden zu ärgern, auch wenn man sie mag. Dieselben Ansichten zu den belächelten Lehrern und langweiligen Lernstoffen zu teilen. Auch dann, wenn man zum einen oder anderen Lehrer aufsieht und den Schulstoff insgeheim interessant findet. Manchmal genügt es auch, keine angesagte Kleidung zu tragen, um zum Schwächling abgestempelt zu werden, einen Mitschüler zu verprügeln, um als Starker zu gelten oder einfach überdurchschnittlich intelligent zu sein, um von beiden Seiten verstoßen zu werden. Die Gruppen in einer Schulklasse entstehen willkürlich. Kein Schüler und keine Schülerin entspricht voll

und ganz dem Gruppen-Credo, aber er oder sie sitzt in der richtigen Reihe des Klassenzimmers. Der Stärkste in der Klasse kann einer sein, der zuhause seinem jähzornigen Vater nie widerspricht und abends in Tränen einschläft. Die schwächste Schülerin kann einen autistischen Bruder haben, mit dem sie jede freie Minute verbringt und darauf hofft, dass er sie in seine Welt lässt. Der unscheinbarste Schüler kann mit einem fotografischen Gedächtnis begabt sein und jeden Abend sein Heft mit verblüffenden, naturgetreuen Zeichnungen füllen. Zufall, Glück, Pech oder Gelegenheiten sind es, die Schüler und Schülerinnen einen bestimmten Platz in der Klassenhierarchie zuteilen. Ginge man bloß von Persönlichkeitsmerkmalen aus, gäbe es keine Hierarchien, mittels derer die große und kleine Welt viel überschaubarer zu sein scheint. Die Welt im Klassenzimmer ist ein flüchtiger, erster Blick auf die Welt der Erwachsenen. Ein Rohentwurf der Kleinen. Die Grossen der Stadt werden ihnen später eine endgültige Fassung vorlegen und die Schüler von einst auf die Suche nach einem verdienten Platz in der Gesellschaft schicken. Dort wird man sie weiterhin glauben machen, sie hätten eine Wahl zwischen stark und schwach, aber auch zwischen reich und arm, schön und hässlich, zwischen jung und alt, gesund und krank. Welchen Platz sie wann und für wie lange auch ergatteren, er bedeutet immer auch die Wahl zwischen glücklich und unglücklich. Niemand wird den Suchenden sagen, dass sie nicht immer frei wählen können, dass es noch eine andere, unsichtbare, nicht hörbare Welt gibt und dass sich Glück und Unglück nicht um Hierarchien scheren. Die Vielzahl Suchender wird zudem von einem gemeinsamen Nenner jenseits der Gruppen erfahren, der in einer Schulklasse zu den unscheinbaren 10 % gezählt werden würde: Die Einsamkeit.

Jason Gareth gehörte in der High School ganz klar zur Kategorie der Schwachen. Er wäre wahrscheinlich in die Kategorie der totalen Außenseiter gekommen, wäre da nicht ein starkes Mädchen gewesen, das aber nur ‚die Lahme‘ oder ‚der Hinkfuß‘ oder ‚der Krüppel‘ genannt wurde. Ihr richtiger Name war Anastasia. Sie selbst benutzte überall die Kurzform ‚Ana‘. Ana war keine Russin, deren Eltern sie nach der legendären Zarentochter benannten. Ursprünglich kamen ihre Grosseltern aus Griechenland nach New York. Ana war hübsch, dunkelhaarig, von kleiner und sehr zierlicher Statur. Wie viele Mädchen in ihrem Alter machte sie die meiste Zeit einen verträumten, traurigen Eindruck. Sie sprach leise im Unterricht, doch was sie sagte, klang erhaben und entschlossen. Nicht schwach. Trotz ihrer sanften Stimme und der scheuen Gebärden vermittelte sie als junge Persönlichkeit ein unzerbrechliches Selbstbewusstsein, während ihr rein äußerliches Auftreten überaus zerbrechlich wirkte. Ihr stolzes Wesen hatte die Anmut ihres Namens, was ihr nicht bewusst war. Bewusst erlebte sie nur die Augenblicke, in denen sie sich von ihrem Platz erheben und durch das Klassenzimmer ins Freie gehen sollte. Je nach dem, wie sie sich fühlte, sah sie dabei wie ein Kleinkind aus, das jeden Moment über die eigenen Füße stolpern würde oder wie eine alte gebrechliche Frau, die ihren Gehstock verloren hatte. Ihre Schritte waren schleppend. Ein Fuß zog den anderen, während ihre schaukelnden Schultern für das Gleichgewicht sorgten, das sie davor bewahrte, umzufallen. Sie konnte nicht ganz aufrecht stehen. Ihre Knie waren immer leicht gebeugt. Ihre Kleidung war schlicht. Sie passte nicht zu ihrem unversehrten, weiblichen Oberkörper. Die Jeans, die sie trug, waren alle um zwei Nummern größer, um ihre deformierten Beine zu kaschieren.

Aus demselben Grund nannte sie sich ‚Ana‘. Den schönen Namen ‚Anastasia‘ hielt sie für ein Versprechen, das sie nicht halten konnte.

Jason und Ana saßen nebeneinander, ganz hinten, in der rechten Ecke des Klassenzimmers. Es war nicht Sympathie oder Freundschaft, die sie zur selben Schulbank führte. Aus einer sozialen (oder asozialen) Logik heraus bildete sich dieses Zweiergespann, das ins Abseits der Schulklasse gedrängt wurde. Sie waren Leidensgenossen, was der Freundschaft nahe kommen kann (gemeinsame Freuden erst vervollständigten sie). Bei Ana und Jason offenbarte sich die Freundschaft – nach Monaten des nebeneinanderher Schweigens – auf dem Papier. Mehrere Male war sich Ana einer Antwort auf die Frage des Lehrers nicht sicher und fand sie in Jasons Notizheft, das er ihr unauffällig zuschob. Ana fehlte nicht das Wissen. Ihr fehlte das Vertrauen in das, was sie wusste. Irgendwann kam Jason die Idee, auf diese Weise mit Ana zu kommunizieren. Ohne Angst. Ohne Pausen und Unterbrechungen. Häufig hatte er innerlich Anlauf genommen, um ein einfaches ‚Wie geht’s‘ auszusprechen, schaffte es aber nicht mal, ‚Hallo‘ oder ‚Guten Morgen‘ zu sagen. Obschon ihm kurze Worte und Sätze leichter fielen, hatte er vor ihnen nicht weniger Angst. Sobald er die Initiative ergriff, den Anfang für eine sich entfaltende Unterhaltung zu machen, spürte er gleichzeitig die große Verantwortung für jeden weiteren Satz, den er würde sagen müssen. Die Anstrengung war zu groß und Zeit war zu wenig da, um diese Anstrengung auf sich (und den Gesprächspartner) zu nehmen. Das Zimmer war vor dem Erscheinen des Lehrers immer voller schwatzender, rufender und lachender Schüler, die Krach

machten und Gegenstände durch den Raum warfen. Durch das offene Fenster mischte sich auch der Straßenlärm zu den vielen, lauten Teenager-Stimmen. Jason konnte sich nicht auf sein Sprechen konzentrieren und Ana hätte seine unsichere Stimme nicht verstanden. Ihr Problem war ein anderes. Sie sehnte sich nach Abgeschlossenheit, danach, unsichtbar zu sein, was das Klassenzimmer ihr bot, in dem niemand sie beachtete. Wie eine Unsichtbare benahm sie sich auch und somit gegen ihre Natur. Ab und zu bekam sie den Spott zu hören und zu spüren, wenn ein Schüler aus Langeweile mal genauer um sich schaute. Alles in allem aber ließ man sie links liegen. Wie jeden, dem einmal die Rolle des Außenseiters zugeteilt wurde. Draußen, auf der Strasse, war nichts so vorhersehbar wie im Klassenzimmer. Da wusste sie nie, welchen unsensiblen Bürgern oder Kindern sie begegnen oder welchen erniedrigenden Reaktionen sie ausgesetzt sein würde. Blicke und Worte anderer fürchtete sie, nicht ihre eigenen. Sie schulte sich selbst, gar nicht erst hinzusehen oder hinzuhören. Beide, Ana und Jason, saßen ‚gemeinsam einsam‘ in ihrer stillen Ecke und versuchten, ihre Ängste wegzuschweigen. In der Klasse waren sie die benachteiligte Minderheit. Jason, den man immer wieder beliebig hänseln und Ana, die man gerne übersehen und geringschätzen konnte. Für ihre Lehrer waren Ana und Jason Schüler mit guten Zeugnissen, die über ihre isolierende Haltung hinwegsehen ließen.

Eines Morgens packte Jason im Geschichtsunterricht ein neues unbeschriebenes Notizheft aus und legte es in die Mitte der Schulbank. Ana bemerkte das Heft und hoffte in ihrem Stolz, nicht wieder auf Jasons Hilfe angewiesen zu sein. Der Geschichtslehrer schien

an diesem Tag wieder sein Erlösersyndrom zu haben. Er glaubte, eine effiziente Methode gefunden zu haben, wie er aus dem stotternden, doch hauptsächlich schweigenden Jason eine Art Prophet machen könnte. Wenn er vor hatte, Jason zum lesen oder sprechen zu motivieren, schlenderte er plötzlich merklich verändert durch das Zimmer, während er über ein bestimmtes Thema laut vor sich hin reflektierte. Er versprühte eine geradezu messianische Aura und machte nach jedem Wort eine auffallend lange Pause. Irgendwann blieb er unversehens stehen, wandte sich ruckartig in Jasons Richtung, als wolle er ihm einen Baseball zuwerfen und schrie:

„Jason weiß die Antwort und wird sie jetzt zu uns sprechen! Wir hören Dir zu! Sprich zu uns!“

In diesen biblischen Augenblicken sah Jason jedes Mal versteinert auf, worauf schallendes Gelächter und nicht Jasons Stimme den Raum erfüllte. Mit der Zeit bekamen alle in der Klasse einen Instinkt dafür, wann die nächste tranceartige Fürbitte an den Propheten unter ihnen unmittelbar bevorstand. Jason reagierte an diesem Tag gar nicht mehr und konzentrierte sich darauf, seinem Gehör genug Fantasie zu verleihen, um das Lachen zu überhören und an seiner Stelle eines seiner Lieblingslieder erklingen zu lassen. Er war in der Schulzeit oft geistig abwesend, um sich von seiner Angst abzulenken. Allein konnte er sich am besten dem Schulstoff widmen, wenn niemand ihn aufforderte, mündlich Stellung zu nehmen. Der Vorteil seiner Angst im Unterricht war, dass er sich im Gegensatz zu vielen seiner Altersgenossen auf selbständige Lernaufgaben und Prüfungen freute. Nur dann konnte er sich mitteilen, ohne zu reden. Nur dann konnte er den Lehrern zeigen, dass er

dem Unterricht folgte. Dann erst war er so was wie ein Prophet, der plötzlich zu Papier brachte, was man dem stillen, schweigenden Schüler in der Ecke nicht zugetraut hätte.

Als der Geschichtslehrer seinen gewohnten Seufzer des Scheitens ausstieß und endlich von seiner Erlösermission absah, griff Jason zum Kugelschreiber, um mit Ana ‚ins Gespräch‘ zu kommen. Nach der ersten Zeile, tippte er ihr auf den Arm, ohne sie anzusehen.

Jason: „Wie geht’s Dir? Bist immer so traurig?“

Ana zuckte leicht und starrte unsicher auf die Worte. Lange drehte und wendete sich ihr Kugelschreiber in ihrer Hand, bis auch sie ihn zum ‚Live-Chat‘ ansetzte.

Ana: „Du bist auch nicht gerade ein Sonnenschein! ☹ Wie soll’s mir hier gehen. Kann die dummen Sprüche und Blicke nicht mehr ertragen! Und Du?“

Jason: „Geht mir auch so. Hab ständig Angst, aufgerufen und ausgelacht zu werden.“

Ana: „Woher kommt das eigentlich? Von Geburt?“

Jason: „Weiß nicht. Fing irgendwann an, als ich klein war. Zu heftig geatmet. Zu schnell gesprochen. So blieb das dann. Wie war das bei Dir?“

Ana: „Unfall. Musste wieder gehen lernen. Das Resultat siehst Du ja.“

Jason: „Das hast Du toll gemacht. Schafft nicht jeder. Kannst stolz drauf sein!“

Ana: „Du bist lieb. Warum sprichst Du nicht?“

Jason: „Bin nicht so stark wie Du. Schäme mich.“

Ana: „Schäme mich auch. Muss aber so rumlaufen, kann doch nicht immer sitzen, wenn ich gehen kann. Die Leute schauen aber immer so komisch. So geht doch kein Mädchen! Manchmal wünschte ich, ich wäre doch im Rollstuhl.“

Jason: „Mir gefällt Du so, wie Du bist.“

Jason war sich nicht sicher, ob er verliebt war oder ob er sie einfach nur mit einem offenen Herzen sah, das alles an ihr mochte, was zu ihr gehörte.

Ana: „Das schreibst Du nur, weil Du selber ein Problem hast.“

Jason: „Glaub, dass alle ein Problem haben. Niemand sollte ausgelacht werden.“

Ana: „Ich würde gern einen Rock anziehen. Würde aber schlimm aussehen.“

Jason: „Ich würde mich gern mit anderen normal unterhalten. Viel erzählen. Ist schöner als alles aufzuschreiben. Wenn ich sprechen muss, wäre ich manchmal auch lieber stumm.“

Ana: „Sitzen irgendwie im selben Boot ☺. Dich kann ich ja fragen: Welche Kleider könnten mir besser stehen? Damit ich mehr wie die anderen Mädchen aussehe. Möchte versuchen, mich wenigstens ein bisschen zu verändern, traue mich aber nicht.“

Jason: „Weiß nicht. Finde Dich so schon toll.“

Ana: „Sei bitte ehrlich! Mädchen, die toll sind, haben sexy, lange Beine, nicht so krumme und lahme. Also, wie könnte ich besser aussehen?“

Während Ana in ungeduldiger Unsicherheit auf die Antwort wartete, las Jason nachdenklich ihre gemeinsamen Zeilen. Dann lächelte er und sah Ana ins Gesicht, als wollte er jetzt etwas sagen. Resignierend schrieb er schließlich mit festem Druck auf den Kugelschreiber:

„FRÖHLICH.“

Eines Montagmorgens kam Ana nicht in die Schule. Jason saß allein und blätterte in den vielen Gesprächen, die sie in seinem Notizbuch führten. Da betrat ein berüchtigter Aushilfslehrer das Klassenzimmer. Henry Meyers. Mr. Meyers war ein ehemaliger Literaturprofessor, der Zeit seines Lebens als Schriftsteller Erfolg haben wollte. Vielleicht scheiterte er an seiner grenzenlosen Bewunderung für erfolgreiche Literaten, deren Romane er wie Gläubige die Bibel auswendig kannte. Der dünne, kleine Mann mit Schiebermütze und Lesebrille stand unter dem Ruf, der unbeliebteste Aushilfslehrer zu sein. Nichts hasste er mehr als Leute, die nicht zuhören können und die Bedeutung von Weltliteratur nicht zu schätzen wissen. Ganz egal, wo er solche Leute antraf, strafte er sie mit ungezügelter Konfrontation, um ihre, wie er sagte, „menschenfeindliche Ignoranz“ aufzudecken. „Wer sich für nichts und niemanden interessiert, der interessiert auch niemanden!“ pflegte er drama-

tisch auszurufen. Einen unaufmerksamen Schüler ließ er zehnmal ein Gedicht von Shakespeare vortragen und forderte ihn anschließend auf, es frei zu rezitieren. Von da an verwandelten sich regelmäßig gähnende Schüler in leidenschaftlich interessierte Dichterseele, wenn Mr. Meyers eintrat, um seinen Göttern der Feder Gehör zu verschaffen.

Jason Gareth, dessen Klasse Mr. Meyers nur vom Hörensagen kannte, verwandelte sich in einen Felsen, in dem nur ein einziges Gefühl innewohnte, das eine doppelte Wirkung hatte: Die Angst vor der Angst. Diese ursprüngliche Angst ist das übelste Gefühl von allen. Die erste Angst schießt wie eine verirrte Kugel in den Kopf, versengt den Körper und wandert durch Lunge, Brust und Magen. Wenn man glaubt, dass sie sich aufgelöst hat, fand sie in der Seele irgendwo ein Nest und wartet seither auf den nächsten Schuss. Und so behält man ein Leben lang diese Angst – vor der Angst. Jason wusste aus Erfahrung, dass Aushilfslehrer nicht über einzelne Schüler informiert werden, sondern lediglich dem Lehrplan folgen. Henry Meyers, der in der Sprache die ganze Menschheit mit ihren Wissenschaften und Religionen vereint sah, war nun im selben Raum mit ihm, für den Sprache einsame Ausgrenzung, stille Isolation und panische Doppel-Angst bedeutete. Sollte er irgendwas rezitieren müssen, würde er einen ganzen Tag mit erschlagendem Gelächter seiner Klasse verbringen, das keine Fantasie überhören könnte. Mr. Meyers machte aus Jasons Klassenzimmer eine seelische Folterkammer. Der ganze verhasste Raum erschien ihm noch enger, sein Sitzplatz noch mehr einer Zelle ähnlich. Auch wenn alle Mitschüler wie er verstummten, hörte er jede ihrer spottenden Stimmen im voraus, sah jeden ihrer

verstörten Blicke und spürte ihre gierige, geballte Erwartung, dass er sich zu ihrer Belustigung erniedrigte.

„Guten Morgen, meine jungen Damen und Herren!“ rief Mr. Meyers, während er seinen vollen Namen auf die Tafel schrieb und ihn doppelt unterstrich.

„Sie werden von mir gehört haben und nun sehen Sie mich leibhaftig vor Ihnen. Schärfen Sie also Ihre Sinne!“ Er wandte sich zur Klasse und fügte mit erhobenem Zeigefinger hinzu:

„Alle Ihre Sinne!“ Dann schritt er zum Lehrerpult und nahm die Schülerliste zur Hand. Jason flehte ihn stumm an, er möge ihn nicht nach Ana fragen. Ihn gar nichts fragen. Ihn nicht einmal bemerken.

„Wie ich sehe, sind wir nicht ganz vollzählig und jemand verpasst vielleicht die Lektion seines Lebens.“ murmelte Mr. Meyers, mehr zu sich als zur Klasse gesprochen.

„Nun gut. An jedem Tag dieser Woche werde ich Sie unterrichten. Ich pflege meine aktiven Zuhörer – bitte beachten Sie das fordernde Wort ‚aktiv‘ – mit Namen zu kennen und mein Gedächtnis ist ausgezeichnet. Darum bitte ich Sie, einen nach dem anderen, ihren Namen zu sagen, damit ich im Bilde bin.“ Jason war im Begriff sich in seiner Angst aufzulösen. Er war nur noch ‚Angst‘.

„Also, bitte! Die hinterste Reihe möge beginnen!“ Jason war der Ohnmacht nahe. Seine Lippen bewegten sich von selbst, ohne dass er einen Laut von sich gab. Innerlich hörte er

sich sagen: „Jason Gareth. Jason Gareth. Jason Gareth.“ Bildlich erschienen ihm die Buchstaben J und G überlebensgross. Da klopfte es an der Tür. Jason atmete erleichtert aus.

„Was ist denn jetzt?!“ schrie Mr. Meyers. Er hetzte gereizt zur Tür. Als er die Direktorin erblickte, mässigte er sich, trat hinaus und schloss die Tür hinter sich zu. Die Klasse wurde laut und plapperte lästernd durcheinander. Immer wieder fiel das Wort ‚Klassenschreck‘. Jason sah und hörte ihnen aus seiner Ecke zu. Er verstand nicht, wie Mr. Meyers sie erschrecken konnte. Einer der Starken in der Klasse, Roger Borrows, bemerkte ihn in seiner Gedankeversunkenheit. Scheinbar erheitert über einen plötzlichen Geistesblitz rief er ihm lautstark zu:

„Hey, Jason! Da der Bücherwurm so lange nicht kommt, lenk‘ uns mit einem Witz ab! Los! Erzähl‘ uns den besten Witz, den Du kennst!“

Lachen, Angst und Schrecken drängten sich nun gemeinsam in Jasons Ecke, aus der er flehend zu seinen Klassenkameraden auf sah, sie mögen ihn doch jetzt – gerade jetzt – in Frieden lassen. Roger lachte und brüllte zwanghaft, wie jeder schlechte Witzerzähler, dessen Pointe die eigene Reaktion auf seinen Witz ist. Alle anderen machten es ihm nach.

„Das ist schon der Witz!“ schrie jemand. „Zum Totlachen!“ betonte ein anderer.

Jason war dankbar, dass Ana nicht neben ihm sass. In solchen Augenblicken hatte er gelernt, was es bedeutet, mit Menschen zusammen zu sein, in deren Gegenwart man sich selbst nicht mag. Er hoffte auf eine ihn bejahende Welt der Erwachsenen, in der er denselben pubertären Humor, denselben Schrecken nicht vermuten wollte.

In seinem Schrecken musste Jason lange ausharren, während sich die Klasse über ihn und den seltsam unmodernen Bücherwurm Mr. Meyers ausliess, der immer noch nicht im Klassenzimmer erschien. Eine Aura des Seltsamen, der Sonderbarkeit umgab auch Jason, um den Worte wie Gespenster kreisten, die sich in der Zwischenwelt verfangen haben. Weder Mr. Meyers draussen noch die Mitschüler im Raum konnten sich vorstellen, wie umständlich sein Alltag war. Für ihn gab es Räume und Orte, die voller Gespenster waren, die weder sterben noch leben wollten. Seine Worte. Sein Wille. Seine Lebensfreude. Alleamt Untote. Nicht seltsam war er, nicht sonderbar, ja nicht einmal schüchtern, nur nicht ganz im Leben angekommen. Er hatte es so satt, vorwiegend in Gedanken zu leben, sich mehr auf sie als auf seine Stimme verlassen zu können. Die Menschen haben keinen Sinn für das Unsichtbare, das Unhörbare. Man muss sich ihnen zeigen, sich rühren, auf sie zugehen, sich mitteilen. Sonst bemerken sie einen nicht. Da Jason sich – und oft auch sein Stottern – nicht bemerkbar machte, übten Menschen, Räume und Orte einen starken Einfluss auf ihn aus. Die Stärke seiner Stottersymptome hing von ihnen ab. Aus diesem Grund fürchtete er zu enge oder zu grosse Räume. Orte, an denen menschliche Stimmen gegenwärtiger sind als Menschen in ihrer sichtbaren Gestalt. Ein Tag in der Kirche wäre für ihn ein Tag der Erholung gewesen. Solche Orte, an denen andere sich langweilen, wo man hauptsächlich zuhört, flüstert, leise oder wenig spricht, gefielen ihm. Dort fühlte er sich frei. Auch an Orten, an denen viele Kinder oder Tiere herumtollen, denen Anwesenheit und Aufmerksamkeit, zärtliche und verspielte Gesten viel wichtiger sind als Worte.

Am stärksten fürchtete er Stimmen und Gesichter der Erwachsenen, die ihn nicht wie sei-

ne Mitschüler kannten. Ein gleichgültiger oder autoritärer Tonfall in einer Stimme am Telefon (dem Foltergerät schlechthin), liess ihn entweder eingeschüchtert auflegen oder so lange verstummen, bis am anderen Ende der Leitung aufgelegt wurde. Ein liebloser, verärgelter Blick einer Verkäuferin konnte bewirken, dass er nach dem Produkt verlangte, das er am leichtesten aussprechen konnte und nicht nach jenem, das er tatsächlich brauchte. Gestern Abend war er auf dem Weg nach Hause in eine Bäckerei gegangen. In der Auslage war nur noch wenig da. Vom Moment an, als er im Laden stand und die schlecht gelaunte Verkäuferin rief, dass sie frisches Brot aus dem Ofen eben auffüllen wollte, stockte ihm der Atem. Es war nicht möglich, auf das, was er wollte, zu zeigen. Er musste sagen, was er genau und wie viel davon brauchte. Das war eine der typischen, schrecklich umständlichen Szenen seines Alltags.

Bäckerin: „Wie wär's mit einem höflichen ‚guten Abend!‘, junger Mann?!“

Jason schwieg beschämt.

Bäckerin: „Charmant! Was ich Dir einpacken soll, wirst Du wahrscheinlich zu gern sagen wollen! Na?“

Jason: „Sss...vier Donuts - ein Brot.“ (in einem Atemzug herausschiessend)

Bäckerin: „So? Das ist alles? Muss ich hinten holen.“

Jason wartete verlegen und überlegte, wie er den Rest aus sich herauskriegen sollte. Die Bäckerin liess sich Zeit. Als sie zurückkehrte, füllte sie frische Donuts, Brote und Kuchen nach.

Bäckerin: „Deins ist in der Tüte. Das macht dann...“

Jason: „Ähm...Zz-zwei Donuts noch!“ (mutig, ohne Handzeichen)

Bäckerin: „Dann eben noch zwei von den Dingern! Macht also...“

Jason: „Und....auch ein....ein Zz-Zopf!“

Bäckerin: „Sag’ mal, willst Du mich ärgern? Ich stehe hier schon den verfluchten ganzen Tag! Sag’ endlich, was Du alles willst und geh’!“

Jason: „App...Sch-scht...“

Bäckerin: „Was? Ich hör’ Dich nicht!“

Jason: „Ää...diese auch.“

Bäckerin: „Welche ‚diese‘?“

Jason zeigte mit dem Finger hilflos auf die Apfelstrudel und deutete mittels eines Peace-Zeichens auf die Zahl 2.

Bäckerin: „Herrgott noch mal! Mach’s nicht so kompliziert! Bist alt genug! Da hast Du die verdammten Strudel! Und egal, was Du sonst noch willst! Es gibt nichts mehr für Dich! Komm wieder, wenn Du Manieren gelernt hast!“

Jason blickte zu Boden und konnte nicht erwarten zu bezahlen. Merkte sie nicht, dass er ein Problem hatte? Hörte sie es nicht? Er versuchte, sich auf eine ‚Entschuldigung‘ zu

konzentrieren, aber da erschienen gleichzeitig ein Mitarbeiter und noch zwei Kunden im Laden. Der mittlere Teil des Wortes raubte ihm den Mut. Während die Bäckerin verärgert dem Mitarbeiter etwas zuflüsterte, reihte er in Gedanken mögliche Synonyme aneinander. ‚Tut mir leid‘, ‚Verzeihung‘. Das waren die einzigen, die ihm gerade einfielen. ‚Verzeihung‘ schien ihm in diesem Augenblick leichter zu fallen. Zu spät. Mit kalter Stimme nannte die Bäckerin den Preis. Sie legte ihm die Brote, Donuts und Kuchen uneingepackt auf die Theke. Jason übergab ihr das Geld, ohne ihr in die bestimmt verächtlichen Augen zu sehen. Beim Selber-Einpacken dachte er sich, er hätte ihr vielleicht gleich zu verstehen geben können, dass er bei Konsonanten und Mitlauten Schwierigkeiten hatte, dass Vokale, Selbst- und Umlaute ihm über Worthürden hinweghelfen konnten, aber dies nicht immer taten. Es war doch schlimmer, dass sie ihn für unanständig und beschränkt hielt, als dass sie Mitleid mit ihm hatte. Oder doch nicht? Er wusste es nicht genau. Von Anfang an zu sagen ‚ich habe ein Problem‘, erschien ihm jedenfalls so, als würde er die Möglichkeit verwerfen, dass dieses Problem unbemerkt blieb. Ausserdem: Wer gibt Fremden gegenüber gern täglich zu, dass er ein Problem hat? Würde das wirklich etwas ändern? Beim Hinausgehen hörte er die Bäckerin sagen:

„Mit dem stimmt was nicht. Der ist mir unheimlich. Wie ein Gespenst!“

Sollte er ihr jetzt sagen, dass sie sich bitte daran nicht stören sollte, wenn er nicht ‚Auf Wiedersehen!‘ sagte? Dieser Bäckerin nun? Wie lange würde diese Erklärung dauern? Und welches Bild würde er dabei vermitteln? Er überlegte fieberhaft, was er anstelle von ‚Auf Wiedersehen!‘ sagen könnte. Wenigstens irgendeinen Abschiedsgruss, auch wenn er

nie wieder kommen würde. Seinen Ratgeber – das Wörterbuch der Synonyme – studierte er immer zuhause. Wenn es darauf ankam, traten sein Gedächtnis und seine Angst gegeneinander an. An diesem Abend siegte seine Angst. Noch bevor die Tür hinter ihm zufiel, hörte er die zynische Stimme der Bäckerin rufen:

„Auf Nimmer-Wiedersehen!“

Wie sehr beneidete Jason die Leute, die wann immer sie wollten, ‚danke‘, ‚gern geschehen‘, ‚haben Sie noch einen schönen Abend‘ sagen konnten. Sogar gerade dann, wenn schlechte Laune und Gereiztheit ihnen aus Gesichtern entgegen sprangen. Würde er diese extreme Empfindlichkeit auf Tonfall und Gesichtsausdruck als Normalsprechender verlieren? Gewinnen würde er mit Sicherheit die Erkenntnis, dass viele Menschen unter diesen Einflüssen stehen, wenn auch nicht aus denselben, doch verwandten Gründen.

Nach ganzen 20 Minuten der Was-wäre-wenn-Gedanken trat Mr. Meyers wieder ins Klassenzimmer. Er erschien so leise und verstohlen, dass man ihn nicht sofort bemerkte. Erst als er auf einen der Schüler aus der vordersten Reihe zuging, verstummten abrupt die Lästermäuler.

„Ähm...bitte... bitte verteilen, wo sie... wo sie hingehören.“ sagte er, fast so, wie Jason es gesagt hätte. Der Schüler stand auf und ging durch die Reihen. Vor jedem fragenden Gesicht legte er ein Namensschild auf die Schulbank. Jason nahm seinen lesbaren Namen dankbar entgegen, wie den leeren Platz neben sich, den lediglich der Name ‚Ana Stavros‘

zierte. Mr. Meyers setzte sich still hinter den Lehrerpult. Er wirkte verändert. Fast unsicher, verwirrt und sprachlos. Sein gleichzeitig verlorener und forschender Blick wanderte durch die Klasse. Er fragte Jason nicht nach Ana. Er fragte niemanden etwas und sagte auch nichts. Alle warteten gebannt auf eine Anweisung, darauf, dass er alle ihre Sinne in Anspruch nahm. Stille und Schweigen waren das letzte, was sie vom Klassenschreck erwartet hatten und wie unangenehm das auf sie wirken würde. Still und schweigend saßen auch sie vor ihm, was für den Lehrer nicht weniger unangenehm war. Der einzige unter ihnen, der diese seltenen Minuten als angenehm empfand, war Jason. Wenn Gedanken eine Stimme hätten, dachte er, könnte er vielleicht sogar an Mr. Meyers Stelle sitzen, was natürlich nicht stimmte. So viel Selbstvertrauen und Sicherheit gab ihm nur die Stille.

Die Kraft der Worte

Aus Henry Meyers' Gesicht sprach wie nie zuvor Schwermut und Ratlosigkeit. Nachdenklich sass er vor dem jungen Publikum und sah mehr denn je einem gescheiterten Dichter ähnlich, dem kraftvolle Worte für die Fülle seiner Gedanken fehlten. Die Schüler und Schülerinnen wurden immer nervöser. Warum fragte er sie nicht, in welchem Jahrhundert Shakespeare lebte? Warum hielt er nicht endlich sein berühmtes Plädoyer für die vielfältige Macht und Ohnmacht der Sprache? Warum rief er Jason nicht auf? Sie müssten sich dann nicht mehr fragen, was denn eigentlich los war. Dann wäre etwas los! Spannung, Spiel und Spass! Wie in einer Kinderüberraschung. Hatte die Direktorin Mr. Meyers zurechtgewiesen? War er zu weit gegangen? Wurde er gar entlassen? Diese Nachrichten hätten sie genauso für spannend und erheiternd gehalten, doch sie bekamen nichts davon zu hören. Die Klasse verlor in ihrer Ungeduld die Beherrschung. Getuschel, Flüstern, unruhiges Hin und Herrutschen der Stühle regte sich je länger je mehr. Die ersten beschriebenen Papierknäuel flogen durch die Luft und so manche Stimme wurde lauter und hörbarer der jugendliche Austausch. Letzte Prüfungsnoten wurden verglichen, von Schülern und Schülerinnen anderer Klassen geschwärmt, Kleidungsstücke und Schmuck beneidet und viel über vieles gelästert. Henry Meyers rührte sich noch immer nicht und überlegte dichterisch vor sich hin, als suchte er nach einer Inspiration. Jason träumte von der Zukunft unter den Erwachsenen, die allesamt bestimmt über bedeutendere Dinge sprachen als seine Mitschüler. Dinge, für die sich seine Mühen für den sprachlichen Ausdruck lohnen würden. Er griff nach dem Notizheft und blätterte darin, um sich an Anas und seine Zeilen zurück zu erinnern. An Zeilen von Bedeutung.

Plötzlich entriss sich Mr. Meyers seiner stummen Haltung und sprang hoch. War er inspiriert? Er setzte seine Brille auf, griff zur Kreide und wischte rasch seinen doppelt unterstrichenen Namen von der Tafel. Die Klasse verstummte und folgte neugierig seiner Hand, die einen neuen Namen doppelt unterstrich. Niemanden überraschte der Name und die anfängliche Neugier verflog, während Mr. Meyers die Tafel weiter beschrieb.

„William! William Shakespeare! Grösster englischer Dichter! Lebte im 16. Jahrhundert!“ kommentierte Roger Borrowes unaufgefordert aus der ersten Reihe. Mr. Meyers erwiderte lange nichts und schrieb und unterstrich zwei weitere Namen.

„Das spielt jetzt keine Rolle.“ sagte er unbeeindruckt, als er fertig war.

„Drei bedeutende Dichter. Drei noch bedeutendere Texte. Lesen Sie sie für sich im Stillen durch und überlegen Sie sich Stichworte, die diese Texte gemeinsam haben.“ Er trat von der Tafel weg und setzte sich erneut hinter seinen Lehrerpult. Die Klasse las:

Shakespeare

„Der Kummer, der nicht spricht,
nagt am Herzen, bis es bricht.“

Gibran

„Obwohl die Ströme der Worte
Uns unablässig überschwemmen,
in den Tiefen unseres Ich
herrscht das Schweigen auf immer.“

Dostojewski

„Ich brauche keinen klugen Rat,
sondern einen von Herzen kommenden,
einen, wissen Sie, der so ist,
als hätten Sie mich schon ein Leben lang geliebt.“

Jason überwältigten diese Zeilen. Sie sagten so viel mehr als seine Wörterbücher, die nur aus Wörtern bestanden. Er schrieb sie in sein Heft.

„Nun Mr. Borrows, Sie scheinen ein Literaturkenner zu sein. Aber was sagen Ihnen die Worte? Nicht die Namen.“

„Ähm... sie sagen... dass sie... naja, dass sie gar nichts sagen!“ Roger lacht auf. Die Klasse lacht mit. „Ausgezeichnet, Mr. Borrows! Und was sagen sie nicht?“

„Hmm... sie sagen nicht das, was sie... genau... was sie nicht sagen wollen!“ Roger erntet Beifall aus der Klasse für seine schlagfertige Antwort.

„Falsch, Mr. Borrows! Können! Sie sagen nicht das, was sie nicht sagen *können!*“

„Ja, oder so eben.“

„Nein, kein *Oder*. Es gibt Worte, die will man sagen, darf und kann man sagen. Und es gibt Worte, die man nicht sagen will, nicht sagen darf und nicht sagen kann.“

„Ja, ich weiss jetzt. Es geht um feige, schwache Leute.“

„Wieder falsch, Mr. Borrows!“

„Es geht um Geheimnisse, die man niemandem anvertrauen kann!“ rief eine Schülerin.

„Sehr gut, Ms. Sanchez!“

„Ist doch ungefähr dasselbe.“ wandte Roger ein.

„Dann sagen Sie uns Ihre Geheimnisse, Mr. Borrow!“

„Was, ich? Ich habe keine Geheimnisse!“

„Dann müssen Sie von Ihrem Standpunkt aus gesehen entweder der feigste oder der langweiligste Mensch auf der Welt sein!“ schoss Mr. Meyers ironisch und hörbar gereizt hervor. Die Klasse kicherte verhalten. Ihr Lehrer nahm derweil immer mehr seine gewohnte, unbeliebte Haltung ein.

„Jetzt finden wir doch mal gemeinsam heraus, was uns hier gesagt werden *will*! Shakespeare schreibt: ‚Der Kummer, der nicht...‘“ Er hält plötzlich inne und rückt schwer atmend seine Brille zurecht. „Was ist mit Ihnen? Sie da! Ganz hinten! Mr.... Mr. Gareth?!“

Jason sah erschrocken auf und starrte gelähmt auf alle Gesichter im Raum, die auf sein Gesicht gerichtet waren.

„Sie scheint das hier alles wohl gar nicht zu interessieren?! Oder ist ihnen das so sonnenklar, dass Sie sich getrost ihrem Gekritzel da widmen können?“

Er schüttelte heftig den Kopf, als Mr. Meyers seine Brille wütend auf den Pult warf.

„Glauben Sie etwa, ich sehe nicht, wenn ein Schüler mit Zettelschreiben und Malarbeiten beschäftigt ist? Ich sehe alles, weil ich überall *hinsehe*! Ich höre aber auch alles! Bei Ihnen – gerade bei Ihnen – will ich jetzt ganz besonders *hinhören*! Sie sitzen am richtigen Platz!“

„Jetzt wird’s spannend!“ flüsterte Roger erheitert seinem Sitznachbarn zu.

„Sie verpassen gerade die Lektion Ihres Lebens, Mr. Gareth! Jetzt sehen Sie auf die Tafel und lesen Sie dort, das Wichtigste überhaupt, was man im Leben lernen kann! Lesen Sie laut und dann sagen Sie mir, warum Sie es nicht nötig haben, an meinen Unterricht teilzunehmen!“

Jason traf die Kugel der Angst. Eine erste, eine zweite und eine dritte. Überall sass die Angst und liess ihn nicht sagen, dass er nicht sagen konnte, was er sagen wollte. Er war nun die Tafel, auf die alle rätselnd starrten.

„Ich höre Sie nicht! Kein Wort höre ich von Ihnen! Haben Sie Ihre Zunge verschluckt?“ Mr. Meyers fixierte den Schüler mit einem Schuld zuweisenden, unverständlichen Blick. Jason suchte Zuflucht in seinem Heft, auf das er seinen Kopf senkte. Er hoffte sehnlichst, dass auch dieser Lehrer mit einem tiefen Seufzer von ihm abliess.

„So kommen Sie mir nicht davon, junger Mann! Machen Sie gefälligst den Mund auf und lesen Sie! Das kann doch nicht so schwer sein?!“

„Der kann nicht richtig lesen! Bei ihm dauert das so lange... und es klingt furchtbar!“ erklärte Roger Borrowes. „Er stottert eben.“ Mr. Meyers erblasste und griff hastig nach seiner Brille, als hörte er besser, wenn er besser sah.

„Wie? Er... er stottert? Aber...wieso sagt denn keiner was?“ Die Klasse schwieg und wandte sich wieder der Tafel zu, als wäre sie doch weniger rätselhaft, weniger fordernd. In grossen Schritten ging Mr. Meyers auf seinen Aufklärer zu.

„Wieso haben Sie das nicht gleich gesagt? Sie haben doch kein Problem damit... zu sprechen?“

„Ich? Nein! Ich rede ganz normal. Wie jeder andere auch.“

„Ist das so? Wie langweilig!“

Nach einem tiefen Seufzer lief der Klassenschreck in Jasons Richtung, aus der Scham, Angst und Ohnmacht vor sich hin schwiegen.

„Mr. Gareth, ich kann gar nicht sagen, wie... Es tut mir... Verzeihen Sie bitte! Ich hatte ja keine Ahnung! Heute ist ein Tag der bitteren Erkenntnisse...“

Jason sah nur kurz hoch, um ein versöhnliches Gesicht zu zeigen, wandte es dann gleich wieder ab, um nicht zu zeigen, wie schrecklich peinlich berührt es war. Henry Meyers setzte sich neben ihn auf den freien Platz – ins Abseits der Klasse. Er legte seine Brille vor sich hin auf die Schulbank und seufzte wieder. Jason nahm die angststeifen Arme vom Heft, zögerte einen Augenblick und schob es schliesslich dem Lehrer neben sich zu. Mr. Meyers blickte überrascht auf Jasons Notizen.

Die Seite enthielt das genaue Abbild der Tafel. Rundherum standen zehn Worte in verzierten Grossbuchstaben, die mehrmals umrahmt und überschrieben waren.

SCHAM

STILLE

EINSAMSEIN

GEHEIMNIS

ANGST

UNSICHTBAREIN

VERSCHLOSSENSEIN

VERTRAUEN

SPRACHLOS

RICHTIGE WORTE

„Aus-ge-zeich-net!“ sprach Mr. Meyers ausdehnend, als stünde dieses Wort auf dem Blatt. Er fuhr ruckartig vom Stuhl, dass dieser zu Boden kippte und marschierte entschlossen mit dem Heft in der Hand auf die Tafel zu. Mit einer roten Kreide in der Hand wandte er sich um und fragte:

„Mr. Gareth, darf ich nun von *Ihrer* Tafel abschreiben?“ Jason nickte verlegen und fühlte ein seltenes Gefühl, das er am ehesten mit Mut in Verbindung bringen konnte. In seinen Mitschülern regte sich ebenfalls etwas Seltenes. Sie saßen in der Schule vor jenem Überraschungsei, das Spannung und Neugier in ihnen weckte. Mr. Meyers vervollständigte die Tafel vorne mit Jasons Worten. Worte, die alle Menschen zu gut kennen, aber wenn es darauf ankommt, nur schwer aussprechen können.

Die weissen Buchstaben auf der Tafel zierten die Worte derer, die sich mal viel gedacht haben, nachdem sie viel gefühlt hatten. Rote Buchstaben zierten die Bedeutung ihrer Ge-

danken und Gefühle. Gedanken und Gefühle der ganzen menschlichen Rasse, der einzigen, der wahren, nicht zu spaltenden Nation auf Erden.

„Mr. Borrows, halten Sie mal die Luft an!“ sagte plötzlich Mr. Meyers auf die Tafel fixiert.

„Wie? Aber ich sage ja gar nichts!“

„Ich meine das ganz wörtlich!“ beschwichtigte der Klassenschreck und fixierte nun den Schüler. „Halten Sie für einen Moment die Luft an und stellen Sie sich vor, eine Schwarze Witwe sässe auf ihrem Arm oder ein giftiger Skorpion. Sie aber wären der einzige, der dieses gefährliche Tier, das langsam an ihnen hoch krabbelt, sehen kann. Dann stellen Sie sich vor, jemand würde sie nach Shakespeare fragen, Sie auffordern, seine Lebensdaten und Werke wiederzugeben. *Könnten* Sie es? Oder würden Sie womöglich ins... *Stottern* kommen?“

Roger lächelte spöttisch und folgerte: „Ach so! Wenn ich also Dinge sehe, die nicht da sind, fange ich an zu stottern!?“

„Quatsch! Tu' nicht so, als ob Du's nicht kapiert! Stell' Dir einfach Deinen Vater vor, vor dem Du Dich ja gar nichts traust!“ rief Ms. Sanchez genervt.

„Was? Blödsinn! Ich habe vor nichts und niemandem Angst!“ entgegnete Roger mit feindseligem Blick an das hübsche Mädchen gewandt, für das er insgeheim zu schwärmen glaubte – ausschliesslich *weil* sie hübsch war. Später als Erwachsene verwechseln das viele

mit Liebe und sind ratlos, warum sie so kurz währt und so rasch vergeht, wie sie gekommen ist.

„Angst, Mr. Borrow, kann Menschen und Dinge als Gefahr darstellen, etwas Gewöhnliches, Alltägliches in eine Last verwandeln. Alle Leiden, deren Ursachen unauffindbar scheinen, entspringen aus der Angst, die irgendwann einmal einen Menschen heimgesucht hat und in sein Blut übergegangen ist. Es ist harte Arbeit, neben der harten Arbeit am täglichen Leben, das eigene Blut zu reinigen.“

Mr. Meyers war ganz in seinem Element. Zum einen vergass er, dass er im Grunde noch Kinder vor sich hatte und keine Erwachsenen, die er für kindisch uneinsichtig hielt, ohne denselben Fehler bei sich erkennen zu wollen. Zum andern aber blühte er derart auf, dass er sich vom arroganten Besserwisser in einen verständnisvollen, nicht verurteilenden Ratgeber verwandelte. In das, was er sein ganzes Leben lang in Büchern suchte und fand.

„Warum reden wir jetzt nur noch von dem da?“

„Wir reden über alle Menschen, Mr. Borrow! Über ihre Sprache, die nicht bloss aus Worten besteht. Von der Sprache, die wir genauso lange in unserem Leben aufnehmen, wie wir die Luft einatmen. Bewusst ist uns das natürlich nicht immer... ich meine, wie oft wir welche Luft einatmen und... wie oft wir wessen Sprache aufnehmen“

Henry Meyers verstummte und setzte sich wieder nachdenklich auf seinen Stuhl. Vielleicht war ihm bewusst geworden, dass Worte auch ihre Grenzen haben. Nicht alles konnte gesagt werden, selbst wenn man es vermochte, durfte und wollte.

„Ihre Frage ist ganz berechtigt, Mr. Borrowes.“ gab er schliesslich einsichtig zu und sah gequält in die vielen fragenden Gesichter. Fragen säumten seinen ganzen Lebensweg, stellte er innerlich fest. Auf die wichtigen Antworten jedoch traf er meistens dann, wenn er sich auf Abwegen befand. Mehr zufällig, als gewollt. Oft zu spät. Selten zum richtigen Zeitpunkt.

„Es gibt einen Grund, warum wir heute über Angst sprechen.“ offenbarte er. „Davon, dass man Angst geheim hält, sich im Stillen für sie schämt und in ihr vereinsamt. Über Worte, die nicht gesagt werden oder nach denen man sich sehnt. Über Menschen, die sich in ihrer Angst vor anderen verschliessen, sich unsichtbar machen und gleichzeitig darauf hoffen, endlich jemandem anzuvertrauen, wofür sie zu lange sprachlos waren.“

Die gesamte Klasse horchte auf. Keiner flüsterte mehr mit dem anderen. Niemand kritzelte oder malte vor sich hin. Es wurde weder an Haaren gezupft, noch mit Papierknäueln gespielt. Jason, der sich stets abgesondert hatte und abgesondert wurde, tat es ihnen gleich. Gruppen und Kategorien lösten sich auf. Alle zusammen waren sie eins und alle zusammen waren sich dessen nicht bewusst.

„Sie haben heute Morgen mitbekommen, dass die Direktorin mich aufgesucht hat. Ich habe ihr lange zugehört, aber etwas sagen konnte ich nicht. Nicht, wenn man etwas hört, mit dem man sich nicht täglich auseinandersetzt. Und ich wusste nicht, wie ich es Ihnen sagen sollte. So ganz unvorbereitet. Denn... ich habe Ihnen eine ... erschütternde Nachricht mitzuteilen... Ms. Stavros... wird nicht mehr im Unterricht erscheinen. Sie ist... letzte Nacht... ist sie verstorben.“

Fassungslosigkeit und Entsetzen überzog die Gesichter in der Klasse. Einschliesslich das Gesicht ihres Lehrers, der bestürzt darüber war, wie schwach und trostlos seine Worte dahin gesagt schienen. Ein wahrer Dichter und Lebensgelehrte fände die richtigen Worte, die notwendig sind, dachte er. Nicht Worte, die am leichtesten über die Lippen gehen.

„Aaa-bbber wa-wa-rum?“ stotterte Jason so aufgewühlt, dass er sein Stottern vergass.

„Ja, wie...wieso... wieso starb sie denn plötzlich?“ fragte ein anderer Schüler zaghaft, der unsicher war, ob er die Antwort hören wollte.

„Ms. Stavros hat sich... sie hat sich gestern Abend entschlossen, vor... vor ein Auto zu laufen. Sie... sie wollte nicht sterben. Sie wollte lediglich... ja, sie wollte scheinbar lediglich, nicht mehr *gehen* können. Im Rollstuhl bleiben. Bevor sie an ihren Verletzungen starb, soll sie ihren Eltern gesagt haben, dass sie sich... nicht mehr schämen könne.“ Mr. Meyers sprach es aus und verfiel mit der Klasse in Stille und Schweigen.

Der Unterricht war bereits zu Ende. Niemand rührte sich. Mr. Meyers suchte und fand keine Worte, die besser waren als diese vielsagende Stille. „Besser gedankenvoll schweigen als gedankenlos sprechen“ gestand er sich ein. Er nahm sich aber vor, diese Woche zu nutzen, um die Bedeutung der *ungenutzten* Sprache zu behandeln. Er entschloss sich, die seltene Gelegenheit wahrzunehmen, um das zu leben, was er an der Literatur, der Poesie und Philosophie verehrte. Diese Klasse und auch er sollten sich bewusst werden, wie viel Sprache im Leben verändern kann; wie viel Schweigen zum richtigen oder zum falschen Zeitpunkt auslösen kann. Noch wusste er nicht wie und starrte abwesend, verloren und verzweifelt an seinem Nichtwissen auf den leeren Platz neben Jason. Dieser stille Junge dort starrte in ähnlicher Weise vor sich hin, kämpfte mit den Tränen, die wie seine Worte sichtbar werden liessen, wie es in ihm aussah. Menschen sind zu feige, um sich zu zeigen und bringen alle ihre Kräfte dafür auf, stark zu wirken, selten aber, um so zu handeln. Wie ein Starker erscheinen, nur kein Leidender sein. Das ist das Lebensmotto einer vor der Zeit fliehenden Welt. Wo aber kann sich Stärke zeigen, wo kein Leid ist? Welche Errungenschaften sind das, die nicht erkämpft, nicht erarbeitet wurden? Was für eine Liebe ist das, für die man sich nicht verbraucht, für die man nicht mit allen seinen Sinnen lebt? Was kann sich vollkommen nennen, das zuvor nicht aus Fehlern, Schwächen und Mängeln bestand? Und was kann vollkommen sein, das man ohne zu kämpfen, ohne über sich hinauszuwachsen, als einem zugehörig betrachten darf? Stärke. Das ist nicht Unzerbrechlichkeit. Nicht Makellosigkeit. Stärke ist die rissige, auf wackligem Grund stehende Fassade, die sich im Wandel der Zeit immer wieder aufs Neue selbst restauriert.

„Mr. Gareth!“ rief Henry Meyers plötzlich, ohne den Jungen in der Ecke, den er ansprach, anzusehen.

„Sie und Mr. Borrows, Sie tauschen jetzt bitte Ihre Plätze!“ Beide folgten wortlos dem Aufruf ihres Aushilfslehrers, der im wahrsten Sinne des Wortes, ‚aushelfen‘ wollte.

„Morgen sprechen wir über Ana Stavros, nachdem ich mir ein klares Bild verschafft habe, so weit dies möglich sein wird. Jetzt wollen wir darüber sprechen, was glasklar vor uns liegt.“ Mr. Meyers nahm Jasons Heft in die Hand, erhob sich und überreichte es ihm in der ersten Reihe.

„Bitte, Mr. Gareth, lesen Sie uns von *Ihrer* Tafel vor. Lassen Sie sich Zeit. Vor allem aber, schämen Sie sich nicht!“

Jason blickte angstvoll auf die Buchstaben und Worte, auf die Spinnen und Skorpione, die ihm überlegen entgegenblickten. Seine Lippen formten sich, um die Worte zu sagen, aber er fühlte, dass seine Stimme stumm bleiben wollte. Er wusste, er würde schon beim ersten Wort stottern und vermutlich wie so oft bei jedem zweiten oder dritten. Er durfte sich nicht auf Synonyme verlassen. Es gab keine Auswahl von leichten und schweren Worten. Er musste sagen, was dort stand und zögerte. Mr. Meyers schaute ihn enttäuscht an.

„Wussten Sie, Mr. Gareth, dass es schon in der Antike und im Alten Ägypten Stotterer gab? Die Alten Ägypter nannten das ‚Zögernd Sprechen‘. Das ist gar nicht mal so schlecht! Viele reden, noch bevor sie denken. Und einer der stottert, denkt eben viel zu viel, bevor

er spricht.“ Jason sah ihn ohnmächtig an. Ihm schien es nicht so, als würde zu viel denken, eher zu viel fühlen, zu viel Angst haben.

„Ihre Haltung ist ganz und gar nicht vorteilhaft, Mr. Gareth! Setzen Sie sich gerade hin! Sie sitzen jetzt nicht mehr ganz hinten, wo es Ihnen am wohlsten ist, wo Sie sich unsichtbar glauben. Schauen Sie jetzt auf *meine* Tafel! Kopf hoch und den Blick gradeaus! Furchtlos! Ganz egal, was oder wen Sie vor sich sehen, behalten Sie diese Haltung! Lassen Sie *sich sehen, sich hören* und *sehen Sie, hören Sie* furchtlos hin!“

Jason nahm jedes Wort, das Mr. Meyers sagte, bewusst in sich auf. Noch nie zuvor hatte jemand so mit ihm gesprochen. Man gab sich entweder gleichgültig, verständnislos, verstört oder mitfühlend. Man gewöhnte sich daran, ihn so sprechen oder schweigen zu hören. Das Warum, Wie oder Was interessierte niemanden wirklich. Jetzt aber wollte jemand, dass er sich selbst nicht mehr länger daran gewöhnte, dass er Mut fassen, sich vielleicht verändern könnte. Jason ahnte nicht, dass seine Mitschüler Mr. Meyers nicht weniger aufmerksam zuhörten. Auch sie hatten das unerklärliche Gefühl, dass das, was gerade passierte, sie etwas anging. Lautlos feuerten sie Jason innerlich an. Sogar Roger Borrowes aus seiner Ecke. Besonders Roger Borrowes.

Jason fing an, zögernd zu lesen. Zu stottern. Seine Furcht, seine Scham zu zeigen, sich ihnen zu unterwerfen, aber auch ein wenig zu überwinden. Nach dem er Shakespeare, Gibran und Dostojewski zitierte, behielten alle sein Stottern in Erinnerung. Die Furcht. Die

Scham. Nicht die Zitate. Mr. Meyers forderte ihn auf, sie erneut zu lesen, obschon er deutlich sah, wie entkräftet und beschämt Jason da sass. Beim zweiten Mal fiel allen auf, bei welchen Worten er die grösste Mühe hatte. Es waren die wichtigsten Worte. Worte, die dem ganzen Text die Bedeutung gaben. Jason sollte sie noch ein drittes Mal lesen. Er war so erschöpft, dass er nicht mehr daran denken konnte, welches die schwersten Worte waren. Viele von ihnen sprach er beim dritten Mal aus, ohne zu stottern.

„Ein Stotterer verspricht sich vielleicht viel, weil er sich viel von seinen Worten verspricht“, überlegte Mr. Meyers, ohne Gewissheit zu erlangen. Viele in der Klasse waren beeindruckt davon, Jason ein paar Mal richtig sprechen gehört zu haben. Einige hatten begriffen, wie viel mehr jeder zu leisten vermag, wenn er Furcht und Scham ablegen kann.

Jason sass schwer atmend auf seinem neuen, unbequemen Platz und schaute den Lehrer flehend an. Mr. Meyers erhörte seinen Blick und klatschte wortlos in die Hände. Die Klasse zögerte einen Moment und applaudierte ebenfalls. Als der Beifall ausklang, sagte Mr. Meyers:

„Das reicht für heute. Morgen möchten wir Sie noch mal sprechen hören, aber auch atmen! Sie atmen kaum, wenn Sie sprechen. Das ist die Angst. Sie ist es, die ihre Kraft aufsaugt und ihre Stimme lähmt. Sie lässt Sie weder Stottern noch Sprechen, aber wir haben soeben gehört, dass sie noch Mut und starken Willen haben. Verlieren Sie beides nicht! Wo ein Wille gebrochen ist, weicht der Mut und die Angst findet schnell Zugang!“

Die Schüler und Schülerinnen erhoben sich benommen und gingen auf die Tür zu. Nur Jason blieb sitzen.

„Merken Sie sich das alle! Vergessen Sie nie, was auf dieser Tafel stand!“ rief Mr. Meyers prophetisch der Klasse nach. Jason packte langsam seine Sachen in den Rucksack.

„Kannten Sie Ihre Sitznachbarin gut? Ana Stavros?“ fragte ihn der Lehrer. Jason schüttelte den Kopf. „Nn-nicht, nicht Ana.“ sagte er leise und betonte mühevoll: „Ana...Ana-stasia.“

„Anastasia? Was für ein schöner Name!“ bemerkte Mr. Meyers nachdenklich.

„Sie haben heute etwas geleistet, Mr. Gareth. Das schafft nicht jeder. Sie können stolz drauf sein!“ Über Jasons Wangen fielen die Tränen, die er bereits zurückgedrängt glaubte. Sie flossen einfach heraus, als er schon vergessen hatte, dass ihm zum Weinen zumute war. Hatte er nicht genau das in sein Heft geschrieben, um es Ana zu sagen? Wäre sie mutiger und willensstärker aus dem Klassenzimmer gegangen, wenn er es ihr gesagt und nicht nur geschrieben hätte? Worauf sollte er stolz sein? Auf etwas, das jeder ausser ihm mühelos konnte? Henry Meyers sah den Traurigen gedankenvoll an.

„Nicht für Ihr Stottern müssen Sie sich schämen, Mr. Gareth! Aber da gibt es etwas, das ich Ihnen noch sagen muss. Sie werden es nicht gern hören... Wissen Sie, tief in Ihnen drin, sind Sie nicht anders als Ihre Mitschüler. In Ihrer Art sind auch Sie oberflächlich, eitel und ignorant.“

„Ich...?“ erschrak Jason.

„Ja, Sie, Mr. Gareth. Sie sind zu eitel, um zu stottern. Auch Sie wollen in Ihrem Reden glänzen. Und wenn Sie nicht glänzen können, sagen Sie nichts. So leicht machen Sie es sich!“

Plötzlich war der Lehrer in Jasons Augen wieder der Klassenschreck. Nicht der Mutmacher.

„Wir alle wollen glänzen, Mr. Gareth. Was glauben Sie, warum ich Schüler quäle und nicht selbst Schriftsteller bin? Wenn wir alle ganz aufrichtig wären, würden wir zugeben, dass wir keine geschliffenen Juwelen im Leben brauchen, sondern Menschen, wie wir es sind. Sie und ich. Fehlbar, unvollkommen, suchend nach Menschen, die uns verstehen und uns zuhören. Lieben und geliebt werden wollen wir, so wie wir sind und jagen doch allem nach, was wir nicht sind. Mehr als nach der Liebe, für die wir glauben, das alles zu tun. Was soll ich sagen... wir sind verrückt!“

Jason sah dem Lehrer verstört ins Gesicht. Verstört wie seine Mitschüler, wenn sie ihn sein Gesicht sahen. Henry Meyers nahm wahr, dass Jason sich unerwartet gekränkt und in seinem Leiden ungerecht behandelt fühlte. Er verstand ihn, wusste aber aus Erfahrung, dass Leiden, die einem wie angeworfen scheinen, eine Opferperspektive vermitteln können, die nicht realistisch ist und jede andere Perspektive ausschließt. Er musste und wollte Jason klar machen, dass die Opferrolle in der Welt manchmal der sogenannte bequeme Weg sein kann, wenn es noch andere Wege gibt. Umwege, die zwar steinig und steil sind,

aber aus der Opferrolle befreien könnten. Menschen, die in dieser Rolle Schutz suchen, laufen Gefahr, ihr Leben als Marionetten zu führen, sich ganz in die Hände anderer Menschen zu geben oder sich an einem Glauben festzukrallen, von dem sie alles erwarten und nichts mehr von sich selbst. Denn sie haben ja schon genug gelitten. Leid und Erlittenes kann zu einer vermeintlichen Zuflucht werden. In Wahrheit handelt es sich oft um eine Flucht vor der Freiheit. Der nicht bloß angenehmen Freiheit, sich durch Eigenverantwortung selbst zu regenerieren und nach selbstgewählten Maßstäben zu leben. Maßstäbe, zu denen man stehen kann, mit denen man leben will, die augenfällig sichtbar machen, wer man wirklich ist und wofür man lebt. Mut und starken Willen brauchte Jason für die Sprache, durch die er für sich herausfinden konnte, welche gute oder vielleicht schlechte Rolle er in der Welt übernimmt. Jeder zögert, das herauszufinden. Das Risiko ist immer da, sich womöglich grundlegend verändern zu müssen.

„Für nichts muss man sich schämen!“ fuhr Henry Meyers fort. „Nicht für große Nasen, krumme Beine, dicke Bäuche, und auch nicht für die Glatze, die man unter der Mütze versteckt.“ Er warf seine Kopfbedeckung demonstrativ auf den Lehrerpult und sprach selbstvergessen weiter.

„Schämen sollte man sich für seine Absichten! Dort versteckt sich alles Hässliche, Kranke, Dumme und Unfähige! Aber schauen Sie sich um! Wer schämt sich für seine schlechten Absichten? Für Gewaltbereitschaft gegen Schwächere? Dafür, dass er anderen das Leben schwer macht? Wer schämt sich, wenn er zu seinem Vergnügen andere benutzt

und erniedrigt, weil er Geld und Macht oder beides hat? Wer stellt sich schamvoll hin und sagt: Ich tue anderen weh! Aber nein, man spricht immer vom bösen Schicksal im Leben. Das sei nun mal so. Man habe Glück oder Pech. Freude oder Schmerz. Ich aber sage Ihnen: Das Schicksal, das sind die Menschen. Das sind wir. Uns selbst und den anderen.“

Mr. Meyers hielt den Atem an. Er merkte, dass er nicht mehr ganz bei Jason war. Nicht mehr bei der Sprache. Er fand sich plötzlich in seinem Schweigen wieder, das er aus sich ausgegraben hatte und in einen Sturm der Worte warf.

„Entsch... verzeihen Sie, Mr. Gareth. Ich will Ihnen... ich kann Ihnen gar nichts sagen. Ich kann Ihnen lediglich zeigen, wo Ihre Möglichkeiten sind. Sie sind nicht in Ihrer Scham, nicht in Ihrer Angst und am allerwenigsten im Schweigen, wenn Sie nicht schweigen sollten.“ Jason nickte verständig.

„Ich weiss.“ sagte er sicher und schwer ausatmend.

„Ww-wenn aus mir, was ww-werden soll, mm-muss ich ff-f...“ er verstummte, seufzte tief und wiederholte entnervt: „dd-dann, dann mm-muss ich viel sagen können!“ Mr. Meyers fühlte Stolz, als er sah, wie Jason sein Leiden satt hatte und dieses Sattsein nicht verbarg. Er stand auf und ging auf ihn zu, beugte sich zu ihm nieder und fuhr ihm mit der Hand unters versunkene Kinn. Er hob seinen Kopf, um ihm in die schwimmenden Augen zu sehen.

„Mr. Gareth, interessant ist nicht, wer viel spricht, sondern wer vor allem viel wahrnimmt und wer in seiner Wahrnehmung wohlwollend motiviert ist.“

Mr. Meyers setzte sich wieder an seinen Lehrerpult und riss drei Seiten vom Notizblock. Jede Seite beschrieb er, ohne Jason etwas zu sagen, der mittlerweile vor ihm stand, um sich zu verabschieden.

„Hier, auf diesem Zettel steht ein Buchtitel! ‚Sturm der stillen Worte‘. Holen Sie sich dieses Buch in der Bibliothek. Lesen Sie es laut, wann immer Sie Zeit finden. Lesen Sie viel und lesen Sie immer laut! Vergessen Sie nicht, ein- und auszuatmen und vergessen Sie nicht, auf die Worte zu achten!“ Jason nahm den gefalteten Zettel an sich.

„Diesen Zettel aber sollten Sie lesen, wenn Sie hinausgegangen sind und wenn Sie an Ms. Stavros denken. Und diesen hier tragen Sie immer bei sich, auch wenn Sie die Worte schon auswendig kennen. Menschen müssen alles mit den Augen sehen, damit sie dran denken. ‚Aus den Augen – aus dem Sinn‘ heißt es doch! Sehen Sie sich den Zettel so oft wie möglich an!“ Er übergab Jason seine zwei weiteren Zettel als wären sie Rezepte eines von ihm entdeckten Heilmittels. Sein Gefühl war nicht ganz abwegig, dass er damit auch für sich etwas Heilendes entdeckte.

„Üben Sie sich in der Stille“ sagte er in bester Absicht. „Aber geben Sie die Worte nicht auf! Wohlwollende Worte, Mr. Gareth, sie können Wunder vollbringen!“

Jason reichte ihm die Hand zum Abschied. Mr. Meyers sah ihn nicht mitleidvoll an. Aus seinem lächelnden Blick sprach Ermutigung und Wohlwollen. Zwei Worte, zu denen sich viele Verse schreiben ließen. Bei Mr. Meyers genügte ein aufrichtiges Lächeln, damit Jason sich in seiner Gegenwart selber mögen konnte. Doch als er das kurze Wort ‚Danke‘ sagen wollte, kam es nicht heraus. Ein kleines Wort, zu groß die Bedeutung.

Er faltete bereits im Flur einen der Zettel auf und las:

Rainer Maria Rilke

“Wenn jemand stirbt, nicht das allein ist Tod.

Tod ist, wenn einer lebt und es nicht weiss.“

Henry Meyers – der Klassenschreck. Er erschreckte ihn zu Tode, auf dass er endlich lebe.

Jason erkannte nach der Woche mit dem unbeliebten Aushilfslehrer im Stottern einen Sinn. Ein Ziel, das er nicht als erster, sondern als einer von Vielen erreichen könnte. Ein Ziel, an dem alle siegreich ankommen, weil sie nicht allein mit ihrem Ziel sind. Er würde noch eine Weile brauchen, bis er diesen ‚Schulstoff‘ im täglichen Leben anwenden konnte. Vorerst beschränkte er seine Mutproben auf das Klassenzimmer, in dem er sich immer öfter zu Wort meldete, sich manchmal selbst verblüffte, aber auch blamierte. Tatsächlich nahm der Unterricht von da an alle seine Sinne in Anspruch. Er war äußerst anstrengend für ihn, aber auch um einiges sinnvoller. Die Worte in Büchern, die er laut vorlesen sollte,

waren nicht länger nur unüberwindbare Hindernisse. Sie wurden zu Hindernissen, die zu überwinden waren. Er begann mit der Zeit, in seinem Zwiespalt zwischen Angst und Mut, nicht nur die Beschaffenheit der Worte und Sätze im Voraus zu analysieren, sondern immer mehr auch deren Bedeutung. Auch sie war, wie Konsonanten und Mitlaute, ausschlaggebend für den Erfolg seiner Aussprache. Das war neu für ihn. Er fand dank Mr. Meyers heraus, dass jeder einzelne Mensch, wie vorzüglich er auch sprach, von bedeutenden Worten gefangen gehalten werden konnte. Die Schüler lachten nicht mehr, wenn er etwas sagte oder vorlas. Damit machten sie ihm Mut. Sie warteten nicht länger darauf, dass er sie mit seinen Peinlichkeiten amüsierte. So verscheuchten sie einen Teil seiner Angst. Sie warteten wie Jünger eines vermeintlichen Propheten gespannt auf seine Worte, um Zeugen menschlicher Kraft zu werden – und somit freie Gläubige ihrer eigenen Kraft.

Jason Gareth saß irgendwann nicht mehr im Abseits der Klasse. Er saß auch symbolisch vorne in der ersten Reihe. Bei den Starken, die an ihren Schwächen arbeiteten. Freundschaften wurden geschlossen. Die Gruppen und Kategorien in der Klasse vermischten sich und man vergaß den Vergleich zwischen stark und schwach, klug und dumm, zwischen hübsch und hässlich, auffallend und unscheinbar. Oft halfen ihm die Mitschüler über Worthürden hinweg und manchmal schrieb er ihnen auf Zettel, was sie sagen sollten, wenn sie es nicht wussten. Von ihnen lernte Jason, auch über sein Stottern lachen zu können, wenn alle lachten, aber ihn nicht auslachten. Nur wenn er allein war, fand er es nicht mehr zum lachen. Er wusste, dass die Welt da draußen, die auf ihn als

Erwachsenen, als Berufstätigen wartete, nicht bloß aus Freunden und Wohlwollenden bestand. Es wurde sein sehnlichster Wunsch, bis dahin ein Normalsprechender zu sein. Je entschlossener er wurde, desto ungeduldiger war er mit sich. Morgen schon sollte er aufwachen und wie durch ein Wunder nicht mehr stottern. Alle sollten sie verblüfft sein, wie viele Synonyme und Fremdwörter er gespeichert hatte und fließend aussprechen konnte. Dieser Wunsch beherrschte ihn, aber auch der Vorwurf von Mr. Meyers. Wollte er verblüffen oder wollte er das Richtige, das Wahre sagen? Die Stimme des unbeliebtesten Lehrers spukte in seinem Kopf zwischen allen anderen, die er in seinem Leben hörte. Die lauteste war nicht immer die beste Stimme. Die entscheidende Frage aber blieb: Was sagte ihm seine eigene, innere Stimme?

Zauberkräfte

Zunächst einmal schenkte Jason seinen Augen mehr Vertrauen als seiner Stimme. Eines Tages entdeckte er in der Zeitung ein viel versprechendes Inserat. In seiner Ungeduld, das normale Sprechen nicht abwarten zu können, fühlte er sich wie durch ein übersinnliches Zeichen angesprochen. Übersinnliches versprach auch das Inserat, in dem ein Russe seine Heilkräfte anbot. Der Preis sei gering im Vergleich zum wundersamen und garantierten Erfolg des Heilers, stand kleingedruckt unter der Anschrift. Dieser Meinung waren auch Jasons Eltern, die zustimmten, dass er diesen Heiler in seiner New Yorker Praxis aufsuchte.

Auf dem Schild an der Tür stand „ILJA ALEKSANDREJEWITSCH – Magnetopath & Geistheiler“. Jason war sich sicher: Nur eine unsichtbare Kraft kommt gegen einen unsichtbaren Fluch an. Bald würden Angst und Scham Vergangenheit und wohlwollende Worte zur Gegenwart mit aussichtsreicher Zukunft werden. Jason trat ein und erblickte sogleich ein Porträt des Heilers im Flur. Ilja Aleksandrejewitsch war eine charismatische, wenn auch etwas verwaahlte Erscheinung. Er sah ein bisschen so aus wie ein obdachloser Karl Marx. Weißes, langes und zerzaustes Haar. Ein ungepflegter grauer Vollbart, der die Form seiner Lippen nur andeutete. Jason erinnerte er an den Weihnachtsmann, der Wünsche erfüllen konnte. Iljas Praxis war eine für ihre Zwecke erstaunlich chaotisch und dunkel eingerichtete Wohnung, in die kein Tageslicht drang. An den Wänden hingen überall merkwürdige Zeichnungen, auf denen funkelnde, bunte Steine, unheimliche Au-

genpaare oder Iljas Konterfei abgebildet waren. Dazwischen hingen einige Sprüche in englischer Sprache. Sie waren in einer altertümlich-originellen Handschrift geschrieben. Jason zitterte am ganzen Körper bei dem Gedanken, den Mann mit dem entsetzlich langen, unaussprechlichen Namen begrüßen zu müssen. In seiner Panik suchte er Ablenkung und las die Sprüche an den Wänden. Einen nach dem anderen. Plötzlich hielt er inne. Wie hasste er diesen Spruch, den spießige, engstirnige Zeitgenossen gern benutzen: „Wer A sagt, muss auch B sagen.“ Nie konnte er sich gegen diesen Satz zur Wehr setzen, weil er weder A noch B sagen konnte. Und hier entdeckte er, dass er noch jemandem auf die Nerven gegangen ist. Jemandem, der sich eines Tages hingesezt hatte und allen A- und B-Sagern erwiderte: „Wer A sagt, muss nicht gleich B sagen. Er kann auch erkennen, dass A falsch war.“ Ein Genie! Jason schmiegte sich an die Wand, um zu entziffern, wer diesen weisen Satz geschrieben hatte. War es Ilja?

„Brecht! Sagen immer viel – mit wenig Wort!“

Ilja erschien aus seinem Arbeitszimmer und steuerte mit ausgestreckter Hand und kumpelhaftem Gebaren auf Jason zu. Sein Händedruck war fest und heftig. Mit der anderen Hand klopfte er dem Heilsuchenden, der mehrmals Anlauf holte, um seinen Namen zu sagen, erbauend auf die Schulter. Ilja selbst schien auch Mühe mit dem Namen ‚Jason‘ zu haben. Entweder verstand er den Stotternden nicht oder sein Nachname gefiel ihm besser. Ohne genau nachzufragen, nannte er ihn einfach ‚Garet‘. Jede Silbe sprach er mit starkem russischem Akzent. Jason, der froh war, ihn Ilja nennen zu dürfen, konnte und wollte

ihn nicht korrigieren. Nach ausgiebigen Begrüßungsfloskeln Iljas begaben sie sich in sein Arbeitszimmer, das eigentlich eher ein geräumiges Wohnzimmer war, in dem eine ausziehbare schwarze Couch, ein grauer Sessel und ein großer, massiver Schreibtisch die einzigen Möbel waren. Die Tischfläche war überladen von Steinen aller Farben und Formen, unter denen Dollarscheine und zerknüllte, alte Rechnungen hervorragten. Die Vorhänge waren lang und zugezogen, obschon es draußen noch hell war. Irgendwann mussten sie dunkelgrün gewesen sein, bevor sie ein Gemisch aus Staub und Nikotin schwarz verfärbte. In allen vier Ecken stapelten sich alte Zeitungen, Zeitschriften und jede Menge Stangen Zigaretten verschiedenster Marken. Auch zahlreiche Spirituosen mit kyrillischen Schriftzügen reihten sich an den vergilbten, schrägen Wänden entlang. Kyrillisch und Russisch war alles in diesem Raum, in dem auch ein alter russischer Kronleuchter tief herunterhing. Jason bekam seinen Platz im Sessel zugewiesen, während sich Ilja Aleksandrejewitsch hinter seinem kolossalen Schreibtisch niederließ und eine Brille mit schmierigen Gläsern aufsetzte. Jason verfiel angesichts seines Heilers in den üblichen Zustand seiner demütigenden Gefühlskette: Sein Kopf fieberte und die Lippen fühlten sich taub und fremd an. Alle Muskeln im Körper waren angespannt, feucht und zittrig die Hände. Sein Atem war heftig, trocken und verschlossen der würgende Hals. Ilja lächelte ihn durch seine breit umrandete Brille an und wartete wie ein Weihnachtsmann darauf, dass der Teenager seinen größten Wunsch äußerte. Jason, der sich in die wundervolle Vorstellung flüchtete, dass er sich hier zum letzten Mal beim Sprechen entkräften und verausgaben würde, überwand seine Scham. Er legte mühsam – in stockenden, dehnenden und sich wiederholenden Silben – dar, was unüberhörbar und unübersehbar war. Oft erwähnte er nach mehrmaligen

Anläufen „AnaStaVros“ als ein Wort (eine Pause dazwischen hätte das Stottern weiter in die Länge gezogen). In diesem Moment erst fiel ihm auf, warum Anas Eltern ihr unbewusst den anmutsvollen slawischen Namen gaben: Um ihr aus ihren Wurzeln Fesseln zu machen. Zu lange hatte er sich mit seiner Unaussprechlichkeit beschäftigt, nie mit seiner Bedeutung. Er schaffte es diesmal nicht, ihn auszusprechen. Den Namen der russischen Zarentochter, die in ihrer Zeit als Mythos unterging, aber nie aus der Geschichte verschwand. Jason wollte, doch schaffte es einfach nicht, Menschen und Dinge beim wahren Namen zu nennen.

Der Wunderheiler saß mit unbewegter, doch freundlicher Miene da und hörte geduldig und aufmerksam zu. Zwischendurch signalisierte er Jason sein Verständnis, in dem er den Ernst der Lage erfasste: „Da, da! Seele schwer mit diese Problem.“ Nachdem Jason erschöpft in den Sessel eingesunken war, philosophierte Ilja lange über den Wert der Sprache. Besonders hohen Stellenwert hatte bei Ilja die russische Sprache, die er für die klangschönste und wortreichste hielt. Damit unterstrich er seinen Unwillen, die englische Sprache zu beherrschen, die seiner Meinung nach jedes Kind schnell erlernen kann. Ilja war offenkundig kein waschechter New Yorker, der lediglich russische Wurzeln hatte. Er war einer der vielen Ausländer, der zwar fern der Heimat lebte, jedoch nicht bereit war, woanders wirklich heimisch zu werden. Ilja empfand sich als Patriot, der mit Leib und Seele Russe war und unbedingt bleiben wollte, dem nichts, aber auch gar nichts näher lag als sein Land. Sein Herz war in Russland, das Geld in New York.

Jason fühlte sich rasch sehr wohl bei Ilja, dem er gern zuhörte und zu dem er unverhaltener sprach als mit den meisten Menschen. Sogar unverhaltener als mit Mr. Meyers, der ihn auch kritisierte. Es schien dem Russen egal zu sein, wie lange Jason brauchte, bis er ein Wort oder einen Satz sagte, um zu schildern, woran er litt und woran in seinen Augen jeder litt, der ihm zuhören musste. Ilja sah ihn mittlerweile an, als wären sie die besten Freunde, denen voreinander nichts peinlich oder anstrengend sein könnte. Jason wusste nicht, dass Ilja kein wahrer Heilkundiger war (der im Übrigen keine ‚Wunder‘ zum großen Preis anbieten würde) und die Zeichnungen an den Wänden ein Künstler aus St. Petersburg anfertigte, dem er einst eine Bleibe und jede Menge Marlboros und Wodka beschaffte. Im Grunde hatte er nie einen richtigen Beruf erlernt, noch fühlte er sich zu irgendetwas berufen. Ilja hatte von vielen Dingen eine Ahnung, aber es gab keine Sache, bei der er sich wirklich auskannte. Das einzige, was ihn auszeichnete und worin er ein Meister wurde, war sein beflissener Umgang mit Menschen. Er wusste intuitiv, mit wem er wie und worüber sprechen sollte. Vor allen Dingen wusste er, wer um jeden Preis sein Leiden endgültig loszuwerden suchte.

„Garet, Du kennen Asterix?“ fragte er plötzlich seinen überraschten (und wohl jüngsten) Klienten. Jason nickte. Die ganze Zeit hoffte er darauf, dass nebst der interessanten Unterhaltung Iljas Kräfte endlich zum Einsatz kommen würden. In dieser Hoffnung schielte er beschwörend auf die magisch anmutenden Steine, die über den ganzen Schreibtisch verteilt waren.

„Hier, eine Zaubertrank!“ rief Ilja bedeutsam. „Aus Moskva! Machen Zunge locker! Du werden sprechen wie Lenin!“

In der Manier eines gewieften Barkeepers knallte Ilja eine Glasflasche und zwei Schnapsgläser auf den Tisch. Die Flasche hatte kein Etikett. Sie konnte alles enthalten. Ganz wie der russische Barmann.

„Und die Sch-Steine...?“ wandte Jason verwirrt ein.

„Njet, njet! Ich fühlen, Du haben großen Wut! Viel, viel Angst! Nicht gut! Stein nicht helfen! Wut muss raus! Schau! Machen Faust! Wenn Du wollen sagen und nicht geht – schlagen auf Tisch! Bumm!“ Ilja donnerte seine geballte Faust theatralisch auf den alten Schreibtisch, der samt den Schnapsgläsern und magischen Steinen erzitterte. Seine Zaubertrankflasche wackelte, fiel aber nicht um. Vielleicht dachte er dabei an eine flammende Rede Lenins, die er selbst unmöglich gehört haben konnte.

„Jetzt Du, Garet!“ Während Jason ihn ratlos ansah, schenkte Ilja sich und seinem Klienten den Zaubertrank ein. Aus dem Barkeeper wurde optisch tatsächlich ein Miraculix.

„Ww-was ss-soll ich ss-sagen?“ fragte Jason, der vor seinem ersten Glas Wodka saß.

„Du sagen... ‚Nasdrovje, Ilja!‘“ entgegnete der Zauberer zweimal und wies auf den magischen Trank. Jason hob seine Faust leicht an, ließ sie jedoch nur leicht auf den Tisch fallen. „Nas-dro-vje-Il-ja!“

„Aaaah! Ruskij viel besser! Auf Ruskij Du kann sprechen! Nasdrovje Garet!“

In Jasons Augen blitzte Freude auf, als Santa Ilja mit gutherziger Miene das Glas auf sein Wohl hob. Während Ilja auf Ex trank, nippte Jason vorsichtig an der hochprozentigen Hoffnung in seiner Hand. Nach dem fünften Glas lächelte der Verzauberte seinen Heiler, Barkeeper und Magier bloß noch an und stotterte drauflos. Aber nicht nur. Zwischen-durch ‚sprach‘ er sogar. Nicht Russisch. Nicht wie Lenin, doch Angst und Scham waren wie weggezaubert. Vor jedem weiteren ‚Nasdrovje‘ schlug Jason unbekümmert auf den Tisch des wandelbaren Weihnachtsmannes. Die nicht ganz realistische Vorstellung, wie er bei künftigen Gesprächen auf den Putz hauen würde, belustigte Jason. Nüchtern wäre ihm klar gewesen, dass er damit noch mehr auffallen würde. Denn nicht aufzufallen, war ja sein Ziel. Aber das war ihm an diesem Abend egal. Er saß und trank mit seinem Freund Ilja Aleksandrejewitsch, dessen Zaubertrank ihm Zunge und Seele lockerte. Als Jason tor- kelnd nach Hause kam und sich an den Tisch seiner verblüfften Eltern setzte, glaubte er, bei Ilja alles ausgesprochen zu haben, was seit jeher in seiner Brust gefangen gehalten wurde. Mit der Faust auf den gedeckten Tisch hämmernd brüllte er immer wieder: „Bin geheilt! Kann sprechen! – Nasdrovje!“ Ilja war ein Genie. Wie Brecht brauchte er wenig, um eine große Wirkung zu erzielen. Aus Jason sprudelten die Worte wie jener magische Trank aus der Glasflasche. Viele Worte ohne Zusammenhang. Viel Geld für ein bisschen Freiheit.

Jeder kennt den Moment des Erwachens nach der Trunkenheit, nachdem alle Freuden, alle Wünsche Wirklichkeit schienen, die Hoffnung so groß und stark, dass Nüchternheit

doppelt so schwer zu ertragen ist. Nüchternsein hält man dann nicht mehr für normal. Man empfindet alles Wirkliche und Nüchterne als unnatürliche Grausamkeit. Nur erneutes Betrinken kann einem dann noch erretten oder ausharrendes Abwarten, bis man vergessen hat, wie viel schöner betrunken sich alles anfühlte als nüchtern. Die Wirklichkeit bot Jason keine Heilung über Nacht. Kein Wunder. Keinen Zaubertrank. Er dachte an die Worte Henry Meyers'. Würde er je mit Worten Wunder vollbringen? Er dachte an Ana. Würde er sich irgendwann nicht mehr schämen können? „Ich kann doch nicht immer sitzen, wenn ich gehen kann“, schrieb sie einst in sein Heft. Wie recht sie hatte und es nicht wusste! Und wie sehr sie sich selbst nicht vertraute! Warum hatte er ihr das nie geschrieben? Nein, warum hatte er es ihr nie gesagt? Warum hatte er überhaupt nie etwas gesagt? Seine Worte bewirkten keine Wunder. Sie bewirkten noch mehr Scham. Jason versuchte nach ein paar Tagen, allein mit sich, Iljas Trick zu wiederholen. Er schlug mit geballter Faust auf den Tisch, auf den er seine ganze Wut entlud. Immer und immer wieder sagte er ihren schönen Namen. „Das kann doch nicht so schwer sein!“ sagte er sich. Dann schrie er ihn hinaus. Es funktionierte. Zufall? Wenn das der ganze Zauber war, konnte er doch gleich mit einer Trommel um den Hals, wie ein Wilder durch die Gegend laufen und sich bei jedem Wort den Takt angeben. Moment. Takt? Er überlegte. Beim Singen stotterte er nicht. Eigenartig. Gespräche verglich er schon immer mit Gesang. Er überlegte weiter, tiefer, hoffnungsvoller. Tatsächlich. Für ihn hörten sich Gespräche wie Musik an. Eine Sinfonie, nein, eine Rhapsodie aus miteinander harmonisierenden Klängen frei fließender Worte. Worte, Stimmen, Lippen und Atemzüge können zu einer ergreifenden Melodie verschmelzen, die den Raum mit Bedeutung erfüllt. Laute, Silben, Worte. Aus ihnen werden

Melodien gemacht, die man spielt, summt, singt – nicht stottert. Und Melodien entstehen wie Gedanken im Kopf und im Gefühl. Dort kannte er sich aus. Im Kopf und in den Gefühlen. Nicht in den Worten.

Jason sprang auf, suchte hastig nach dem Buch aus der Schulbibliothek, auf das Henry Meyers ihn hingewiesen hatte. Er fand es, setzte sich hin und las still. Dann hielt er inne, legte seine rechte Hand auf die Tischfläche und atmete ein paar Mal tief ein und aus, bis er sich entspannt fühlte. Bis er wusste, dass seine Lungen Luft ein- und ausatmeten. Niemand war da, der lachen oder verstört sein konnte. Er war mit den Worten allein. Da begann er, bewusst, laut und langsam zu lesen:

* „Wer-in-sei-nem-Spre-chen-die-Wind-sti-Ile-ist-kann-in-sei-nem-Schwei-gen-ein-Or-kan-sein.“

(*Hans Kudzus)

Bei jeder Silbe tippte er mit der Hand leicht auf den Tisch. Eine Silbe, ein Takt. Mit jedem Laut wuchs die Hoffnung auf den ganzen Satz, mit dem endlich mal seine Stimme die Wirklichkeit mit Bedeutung erfüllen könnte. Wann immer er allein war, wiederholte er seine Übungen und gab sich innerlich den Takt der Sätze an. Täglich holte er den zweiten Zettel von Henry Meyers hervor. Er verinnerlichte ihn, glaubte an ihn, träumte von ihm...

wie ein Kleinkind, das im Begriff war, seine allerersten Worte zu sprechen, in denen es eine Bedeutung spürte.

Ralph Waldo Emerson

„Tue stets, was Du zu tun fürchtest.

Wer nicht täglich seine Angst überwindet,
hat die Lektion des Lebens nicht gelernt.“

Sklaven der Worte

In seinen schönsten Träumen war Jason ein Erzähler. Es gibt Träume, die nicht zu lange geträumt werden dürfen und Träume, die zu schnell in Erfüllung gehen. Wie in beliebten Geschichten muss zum richtigen Zeitpunkt das Erhoffte passieren. Geschichten zu erzählen oder sie zu erfahren, hat etwas Befreiendes. Sie sind das Gegenstück zu gelebten Geschichten. Wie auch immer Menschen Geschichten erfahren – erfundene oder authentische – sie hören und sehen erst dann genau hin. Mitfühlend und mit allen ihren Sinnen. Ohne Vorurteile. Offenen Herzens und empfänglichen Geistes. Frei, jede menschliche Eigenschaft und alle seelischen und geistigen Zustände anzunehmen, zu begreifen, als das, was sie sind. Wenn sie wissen, dass ihnen – zusammen mit allen anderen – die Geschichte eines Erzählers unausgesprochene Instinkte und Gedankengänge entblößt hinhält, atmen sie insgeheim für eine Weile auf. Frei von der angewöhnten Anstrengung, sich die eigenen Worte wie Fesseln anzulegen.

Im wirklichen Leben werden Gefühle und Gedanken, menschliche Verluste und Gewinne, nicht minutiös durchleuchtet und wiedergegeben. Auf das echte, unmittelbar erlebte oder tragisch verlebte Leben sehen Menschen nicht wie auf die besten Geschichten der Erzähler. Besonders dann nicht, wenn es ihr Leben ist, das sie niemandem entblößt hinhalten wollen. Da ist zu viel Scham, zu wenig Vertrauen. Es gibt zu wenige Worte, die sich leicht aussprechen lassen und zu viele, auf die man vergeblich wartet. Vom Ungehofften zu viel und vom Erhofften zu wenig. Als blickten die Menschen zeitlebens auf

Henry Meyers' Tafel, auf die Lektion ihres Lebens. Als sähen sie dort deutlich alle diese wichtigen Worte, die sie nicht in ihrer Geschichte wiedererkennen und nicht mal sich aufrichtig erzählen wollen. So verstand es Jason manchmal, wenn er allein war mit Büchern, die er laut und bewusst las, um normal sprechen zu lernen. Niemand, den er persönlich kannte, tat das aus diesem Grund. Er war nie einem anderen Stotternden begegnet. Alle um ihn herum konnten sie sagen, was sie wollten. Und das taten sie auch. Er bewunderte sie alle für ihre sprachlichen Möglichkeiten, spürte jedoch, dass sie sich selbst dafür nicht für bewundernswert hielten. Denn – und das vergaß er gern – Menschen sagen zwar, was sie wollen, nicht aber immer, was sie denken und fühlen. Das ist nicht ein und dasselbe.

Jason musste seine Worte bewusst wählen, wenn er sprechen – nicht stottern wollte. Worte teilte er in ‚aussprechlich‘ und ‚unaussprechlich‘ ein, während alle Leute in seinem Umfeld ungehemmt reden konnten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Des Sprechens waren sie ja von Kindheit an mächtig und frei, sich auf das Was und Warum, nicht mehr auf das Wie zu konzentrieren. Dennoch gaben sie, genau wie Jason, ihrer Stimme nicht jederzeit die passenden Worte. Jason gab sich große Mühe, nicht mehr zu schweigen. Seine Übungen im Alleinsein halfen ihm, einen inneren Rhythmus für das Sprechen zu erlangen. Er hatte seinen eigenen Takt gefunden, durch den er mehr zu sagen wagte, aber seine Atmung bereitete ihm Probleme. Zu sehr hatte er sich angewöhnt, erst dann zu atmen, wenn er ausgesprochen hatte, was er sagen wollte. Es war schwer, sich zur gleichen Zeit aufs Ein- und Ausatmen, aufs taktvolle Aussprechen und auf den Inhalt zu konzent-

rieren. Damals lernte er, wie sehr Gewohnheit Menschen beherrschen kann. Wenn er müde oder betrübt war, sprach er manchmal viel zu schnell, damit es endlich gesagt war. So schnell, dass man ihn oft nicht verstand. Fragen, wie „Was hast Du gesagt?“, „Wie bitte?“ oder „Könnten Sie das noch einmal wiederholen?“ warfen ihn jedes Mal wieder zurück ins Schweigen oder ins Stottern. Da er sich gegen beides zur Wehr setzte, verfiel er oft in Blockaden, was bedeutete, dass er alle Anstrengungen des Sprechens aufbrachte, aber kein Ton aus ihm herauskam. Inmitten seiner Blockaden hörte keiner, was er dachte zu sagen, während er hören konnte, was sie ungesagt dachten. „Mit dem stimmt was nicht!“, „Na wird's bald, sag' endlich was!“ oder „Oh Gott! Der tut mir aber leid!“. Für Jason allesamt ungewollte Worte. Letztere hörten sich am schlimmsten an. Unaufmerksamen oder allzu neugierigen Zuhörern ging er zwangsläufig aus dem Weg. Zu viele Fragen. Zu groß das Risiko, dass er sie mehr als einmal beantworten musste. Wenn er etwas unbedingt sagen wollte und nicht konnte, lag ihm das schwer auf der Seele. Das konnte auch etwas Banales sein, wie die Uhrzeit, ein Glückwunsch zum Geburtstag oder ein Buchtitel, auf den er den Verkäufer mittels eines Zettels hinwies. Es reichte für ihn schon, dass ein Wort, ein Satz notwendigerweise zu sagen gewesen wäre, er hingegen nicht imstande war, das wie jeder andere zu tun. Manchmal hatte er auch gar nichts zu sagen und es fiel ihm umso schwerer, trotzdem sprechen zu müssen. Small Talk zum Beispiel war unsagbar anstrengend für ihn. Bei diesen weitverbreiteten, oberflächlichen Plaudereien hatte er das Gefühl, es gleich doppelt so schwer zu haben. Zum einen musste er Dinge verschweigen, die ihn beschäftigten. Zum andern musste er von Dingen reden, über die er ruhig hätte schweigen können. Er schaute zu Menschen auf, die ununterbrochen, einfach so daherredeten, ohne dass man

später hätte wiedergeben können, was sie eigentlich alles gesagt haben. Für ihn waren sie der Inbegriff der Freiheit. Lange wünschte er sich, solch ein freier Mensch zu sein, der aus reiner Freude am Sprechen sich mitteilte. Er träumte davon, dass auch ihm, dem freudvoll und begeisternd Erzählenden, alle an den Lippen hingen und sich nichts Ungewolltes über ihn dachten. Es sollten Jahre des Übens, des Zuhörens und konzentrierten Sprechens vergehen, bis er erkannte, dass dieses scheinbar ungezwungene Reden nichts mit Freiheit, Freude oder Mitteilbarkeit zutun hat. Jedenfalls nicht bei jedem Menschen. Nicht bei den Dauerrednern, die er am meisten bewunderte. Dauerredner, wie jeder sie kennt, haben einzig und allein Freude am Klang ihrer eigenen Stimme und sind am Austausch mit anderen gar nicht interessiert. Nicht anders als jemand wie Jason, kämpfen auch sie einen Kampf um Gehör und Anerkennung und bekommen sie schließlich – überall in Gesellschaft kleingeistiger, schüchterner oder eben stotternder Menschen.

Nach der High School wurde für Jason die Frage nach der beruflichen Zukunft zur heiklen Angelegenheit. Heikel war diese Frage für jeden jungen Menschen. Sie konnte mitunter ein Leben lang unbeantwortet bleiben. Jason rieten manche Stimmen, an eine Universität zu gehen und sich höhere Bildung anzueignen. Andere Stimmen hielten es für vernünftiger, wenn er gleich in die Berufswelt einstieg und nicht länger den Kopf ausschließlich in Bücher steckte. Er sollte unter Menschen gehen, den ungehemmten Umgang mit ihnen lernen und berufstätig, nicht mehr bloß gedankentätig sein. Jason neigte dazu, der Mehrheit der Stimmen Recht zu geben und sich seiner Angst zu unterwerfen. Weite-

ren Jahren im Schulunterricht sah er mit düsterem Blick entgegen. Bildung, dachte er, konnte er sich auch in seiner Freizeit aus Büchern aneignen, wie er es bis anhin getan hatte. Den Weg zu den Menschen bereitete ihm nur die bodenständige Berufstätigkeit unter Berufstätigen. Unter Erwachsenen, von denen die meisten bestimmt alle diese Dinge wussten, die Henry Meyers wusste.

Jasons Gedanken über seine Berufswahl kreisten nicht so sehr um die eigentliche Tätigkeit als um den Sinn dieser Tätigkeit, den er bei den Menschen finden wollte. Er musste und wollte zu den Menschen. Gleichzeitig bangte es ihm vor ihnen. Was, wenn sie in ihm, einem Stotternden, nichts Sinnvolles erkennen konnten? Oder war er es, der zunächst einen Sinn in sich hatte erkennen sollen? Viele, angstvolle Fragen bedrängten ihn und er ahnte, dass er die Antworten für sein Leben nicht allein in Büchern finden würde. Die klaren Antworten würde er sich selbst geben müssen, wenn er sich unter die Menschen seiner Stadt mischte, um auch ihren Sinn zu erkennen. Mit diesen Gedanken zog es ihn, wie aus einer Intuition heraus, in die Krankenpflege. Jede vernünftige Stimme hätte ihm davon abgeraten. Ihm, in dem der Mangel an Selbstvertrauen ausgeprägter sein musste als in vielen anderen Jugendlichen. Einer derart verantwortungsvollen Aufgabe, die Selbstsicherheit, Einfühlsamkeit und Initiative erfordert, konnte er, der Überforderte, nicht gewachsen sein. Eine Stimme wie die von Henry Meyers hätte stolz ausgerufen:

„Ausgezeichnet, Mr. Gareth! Gehen Sie den Weg, der gerade für Sie am unwahrscheinlichsten ist!“ Jason hingegen folgte bei dieser Entscheidung keiner Stimme. Er folgte seinem Gefühl.

Im Abraham Lincoln Memorial Hospital folgte man ebenfalls dem Gefühl. Kranke, pflegebedürftige und unbewegliche Menschen schätzen ruhige, zurückhaltende Pfleger, die mit den besten Absichten ihre Arbeit machen und Patienten geduldig reden lassen. Jason wurden einige Wochen für eine erste Einführung als Krankenpflegehelfer angeboten, damit er sich der Anforderungen bewusst werden und das Krankenhaus seine Eignung besser einschätzen konnte. Unter der Betreuung und Anleitung von ausgebildeten Pflegern und Krankenschwestern sollte er den vielfältigen Sinn von medizinischen Einrichtungen kennenlernen. Seine größte Angstquelle waren in der ersten Woche nicht die Patienten, sondern die Telefone. In Telefonen sind nur Stimmen. Keine Handzeichen. Keine Gesichter. Keine Notizzettel. Es kam noch zu keinem Telefondienst, aber er wusste, dass auch dieser ein Teil seiner Aufgaben als Pflegeassistent werden würde. Was, wenn es um Leben und Tod ginge und er kein Wort herausbrächte? Es viel zu spät herausbrächte? Im Krankenhaus zählt jede Sekunde. Aber zählt sie nicht überall? Geht es nicht überall und jederzeit um Leben und Tod? Erneut umzingelten ihn die umständlichen Fragen neben den notwendigen. Er erkannte, dass er keine Wahl mehr hatte zwischen stark und schwach sein. Es gab nur noch die Wahl zwischen aktiv und passiv sein.

Schon in seiner ersten Woche half er wortlos mit beim Umlagern der Patienten, beim Verbandswechsel, der Blutdruckkontrolle, beim Puls- und Fiebermessen. Er half alten Patienten bei der Nahrungsaufnahme, begleitete sie zur Toilette, richtete ihre Betten oder ging mit ihnen spazieren. Manchmal sollte er einfach nur im Raum bleiben und Wache halten. Wenn er lange bei Patienten war, fürchtete er, sprechen – nicht etwas tun zu müssen. Umso erstaunlicher erschien es ihm, dass besonders alte Patienten in seiner stillen und schweigenden Anwesenheit so etwas wie Nähe empfanden. Zumindest fragten sie nach ihm, wenn er nicht da war, ließen ihn rufen, wenn sie spazieren gehen wollten. Man unterrichtete Patienten von Jasons sprachlicher Einschränkung. Zu seiner Überraschung nahm man diese Information so beiläufig auf, wie das schlechte oder gute Wetter. In der zweiten Woche war es nicht mehr so still zwischen ihm und einigen Patienten. Sie begannen, sehr viel zu erzählen. Darüber, wie sie sich fühlten, was sie bereuten, welche Wünsche sie noch hegten und woran sie sich immer wieder gerne erinnerten. Jason war es mit manchen alten Menschen gar nicht langweilig. Im Gegenteil. Er hatte das merkwürdige Gefühl, dass er, solange er ihnen zuhörte, sich ebensoviel bewusst machen konnte, wie wenn er Stunden mit Büchern verbrachte. Es ging ihm nicht immer so, nur wenn er spürte, dass ein alter Mensch ihm sein Leben ungeschminkt hinhielt und wie in einer Geschichte Fehler und Tugenden, Tiefpunkte und Höhepunkte aufrichtig schilderte. Er verstand nicht, warum man diese Menschen so fantasielos ‚alt‘ nennt. Selbst alte Möbel nennt man Antiquitäten. Jahrelang gelagerte Weine tragen Siegel mit Superlativen. Museen stellen auf prunkvolle Weise alte historische Gegenstände und Bilder wie Schätze aus. Bücher der vergangenen Jahrhunderte werden Klassiker und nicht alte Bücher genannt. Sie alle sind

mit einem Prädikat des besonders Wertvollen versehen. Was ist mit den Menschen, die aus allen diesen Dingen etwas Wertvolles machen? Worte, wie ‚Betagte‘ oder ‚Senioren‘ klingen nicht nach dem Prädikat ‚besonders wertvoll‘. Kann man sie einfach nur ‚alt‘, ‚nicht mehr jung‘, ‚langweilig‘, ‚weg vom Fenster‘ nennen? In seiner dritten Woche lagen in zwei, drei Betten plötzlich neue Patienten. „Sie sind von uns gegangen“, hieß es, als wären sie gesund geworden und in eine andere Stadt gezogen. Vielleicht war es auch so. Vielleicht leben sie heute in einer Stadt, wo Menschen alles überwunden haben. Wo anstelle fordernder Stimmen Friede und Zwanglosigkeit sie umgibt. Wo alte Menschen weise und reich genannt werden. Weise durch ihre Erkenntnisse und reich an vielfältiger Lebens- und Gefühlserfahrung.

Es gäbe zwei Sorten von Sterbenden, behauptete einmal ein Arzt. Die Todesängstigen wollen um jeden Preis weiterleben. Angstvoll sehen sie im Tod das Nichts. Das Verlöschen. Dass sie nicht mehr da sind. Wenn sie nur leben, egal wie und warum. Diese Menschen sterben einen langsamen Tod. Die Lebensängstigen fürchten nicht so sehr den Tod als das Leben. Sie fragen sich, ob es ‚nichts‘ war, ob sie irgendwo oder irgendwem gefehlt hätten, wenn es sie nie gegeben hätte. Sie schauen ständig zurück auf ihr Leben und sagen sich, dass es vorbei ist. In ihrer Angst, Fehler zu erkennen oder weitere zu machen, wird der Tod zum notwendigen Übel, dem sie sich unbewusst gar nicht mehr entgegenstellen. So oder so. Wir begreifen viel zu spät, dass das Leben ein Geschenk ist, zu dem wir Sorge

tragen müssen. Ein Geschenk, das wir nicht irgendwo in der Ecke verstauben lassen dürfen.

Eines Abends saß Jason bei Mr. Radio im Zimmer. So wurde er bereits nach zwei Tagen von allen genannt. Mr. Radio war Mitte 60 und hatte Alter und Krankheit – das Ungewollte – überall in seinem Körper. Im Krankenhaus lag er, weil er das Ungewollte zunehmend im Rücken und auf dem Herzen bekam. Er brauchte Pflege und Ärzte, die sein Herz beobachteten, das bereits zweimal aufhören wollte, zu schlagen. Seine Stimme aber hatte die Vitalität eines 20-Jährigen. Niemand hatte den Atem, so lange und ausführlich zu sprechen wie Mr. Radio. Er unterhielt sie alle. Die Alten und Kranken, ihre Angehörigen, das Pflegepersonal und sogar die Ärzte. In seiner Gegenwart, sagten sie, konnte man seine Sorgen vergessen. Eigentlich hasste Mr. Radio Krankenhäuser mehr als die meisten Menschen, machte aber äußerlich nicht diesen Eindruck. Er hasste es nicht, dort zu liegen, von anderen gepflegt und umsorgt zu werden. In seinen Augen verdiente er es, nach einem langen, aufopfernden Leben, dass jeder sich für ihn aufopferte und ihm ganz selbstverständlich bei jedem seiner Bedürfnisse abhalf. Es war ihm nicht unangenehm. Ihm erschien es als durch und durch gerecht. Wofür er sich uneingestanden schämte und was er an Krankenhäusern hasste, war, bei Menschen untergebracht zu sein, die alt, schwach und gebrechlich, krank und machtlos sind. Er hasste es abgrundtief, dort zu liegen, wo sie alle liegen, als einer von ihnen. Krankenhäuser und Menschen, die Rat- und Hilflosigkeit vermitteln, mied er sein Leben lang. Die letzten Jahre über wurde er von seiner Tochter, eine

der Krankenschwestern, in seinem großen Haus gepflegt. Wenn sie Dienst hatte, wurden Pflegerinnen engagiert. Pflegerinnen kamen und gingen, da bei jeder von ihnen irgendwann die Begeisterung für Mr. Radios Stimme schwand und jede sich bald zu sehr von ihm bevormundet fühlte. Je mehr er sich in dieser Pflege durch andere gehen ließ, desto unbeweglicher, kranker und phlegmatischer schien er zu sein. Unselbständig wurde er mehr infolge von Gewohnheit und des verlorenen beruflichen Alltags. Selten besuchte ihn jemand. Vorwiegend waren Besucher alte Geschäftskollegen oder Bekannte aus ähnlichen Geschäftsbranchen, die sich weniger für seinen Gesundheitszustand und mehr für seine beruflichen Ratschläge interessierten. Mr. Radio war somit immer öfter allein, wenn seine Tochter im Krankenhaus arbeitete. Wenn eine Pflegerin lieber las oder mit der Familie telefonierte. Das Alleinsein hatte er noch nie ertragen können. Er wusste nicht, was er mit sich anfangen sollte, wenn niemand da war, der ihm zuhörte, der ihm zustimmte, ihn für seine vergangenen Erfolge bewunderte. Keine Geschäftstermine mehr zu haben, bedeutete für ihn, keinen Lebensinhalt zu haben, was er jedoch nicht laut äußerte. Ansonsten sprach Mr. Radio andauernd. Atmen und Sprechen waren für ihn dieselbe Notwendigkeit. Nach seinem zweiten Herzanfall musste er zur Beobachtung erstmal im Krankenhaus bleiben. Doch Mr. Radio verstand es schnell, das Offensichtliche, nämlich, dass auch er alt, krank und machtlos geworden ist, unsichtbar zu machen. Er machte sich zum unterhaltsamsten Patienten. Seiner Stimme konnte sich keiner entziehen. Man musste hinhören und oftmals vergessen, weshalb sie dort war – bei den Alten, Kranken, Einsamen, Unbeschäftigten. Nur wenn er schlief, schwieg auch Mr. Radio. Sobald er aber die Augen öffnete, sagte er den Tag an, kommentierte humorvoll das Geschehen im Krankenhaus. Alles, was er sah

oder was er sich gern ausdachte. Er erzählte viele amüsante und teils erstaunliche Anekdoten aus seiner profitablen Zeit als gepriesener Geschäftsmann. Nie sprach er von der Familie, von Freunden, über besondere Ereignisse aus seinem Privatleben, nichts Persönliches, nichts von sich selbst. Wenn er Schmerzen hatte, fluchte er lauthals über schlechte Nachrichten im Fernsehen oder in der Zeitung. Mit keinem Wort erwähnte er seine Schmerzen, seine bitteren Erinnerungen oder seine größte Angst, für immer zu schweigen.

„Ich sehe, Du bist ein besonderer Junge!“ sagte er an diesem Abend zu Jason. „Du erkennst, von wem Du am meisten lernen kannst!“

„Bbb-bin nicht so bb-bbe-sonders. Kk-kann nur nicht g-gut....sp... re-den. A-ber ich...“ quälte sich Jason. Mr. Radio unterbrach ihn.

„Grenzenloses Selbstvertrauen! Hast Du gehört? Wenn Du das einmal hast, dann hast Du buchstäblich das Sagen! Schau' mich an! Mein Leben lang hingen mir die Leute an den Lippen! Nichts unternahmen sie, bevor sie nicht mich um meine Meinung baten! Und weißt Du warum? Weil ich auf keinen anderen hörte als auf mich selbst! Verschaff' Dir im Leben eine gute Position und Du musst auf niemanden mehr hören! Hast Du gehört? Auf niemanden!“

„Man kommt neben ihm gar nicht zu Wort, nicht wahr?“ Krankenschwester Audrey erschien.

„Er ist ein derart guter Unterhalter, dass man nicht einmal darauf kommt, selber etwas zu sagen!“ fügte sie hinzu, entwich dabei aber dem Blick Mr. Radios, der ihr Vater war.

Audrey war Jasons Lieblingskrankenschwester. In ihrer Gegenwart fühlte er sich fast so wie mit jenen alten Menschen, die plötzlich von einem gehen können. Audrey war nicht alt, aber weise. Sie war begabt dafür, Leute aufzumuntern, ohne dabei laut und aufdringlich zu sein. Irgendwie fand sie für ihre Stimme immer die passenden Worte, dachte Jason. Eines Abends, als er nach Hause gehen wollte, legte sie ihre Hand auf seine Schulter.

„Hör' auf mich!“ beschwor sie ihn, als wäre sie seine gute Freundin, seine ältere Schwester oder seine Mutter, nicht seine Vorgesetzte. „Hab' keine Angst vor dem Sprechen und schäme Dich nicht, wenn Du halt stotterst! So schlimm ist das nicht. Viel schlimmer ist es, viel zu sprechen, aber Mühe mit dem Denken und Mitfühlen zu haben! Vergiss Dein Stottern! Was zählt, ist Deine Arbeit, mit der wir hier alle sehr zufrieden sind!“

Das war einer dieser Augenblicke, in denen Jason ganz genau wusste, was Henry Meyers meinte, als er sagte, dass wohlwollende Worte Wunder vollbringen können. Audrey wusste nicht, dass das Sprechen für ihn deshalb genauso viel zählte wie die Krankenpflege.

Oft saß er mit Audrey im Büro, wo sie mit ihm einfache Telefonate übte. Wenn er ein Telefonat entgegennahm und zu lange beim Sprechen zögerte, nahm sie den Hörer und bog jedes Unverständnis wieder hin. Jason war dankbar und beschämt zugleich. Noch fiel es ihm nicht auf, dass er als ‚Sprechender‘ immer mutiger wurde, auch wenn er stotterte. Audrey schien in der besonderen Betreuung von Jason aufzugehen. Jede andere hätte es als zusätzliche Belastung empfunden. Sie war gern mit ihm zusammen. Überhaupt war sie gern mit Jugendlichen und Kindern zusammen. Jede Woche ging sie mit Jason auf die Kinderstation. Dort machte sie einen fröhlicheren Eindruck als sonst und wenn sie zurückkehrten, machte sie einen traurigeren Eindruck als sonst. Wie die alten Patienten erzählte auch sie Jason manchmal aus ihrem Leben. Eigentlich erzählte sie mehr aus dem Leben ihrer Eltern und ihrer Schwester, bemerkte Jason, ohne sie darauf anzusprechen. Ihre Mutter war bereits – wie viele ihrer Patienten – von ihr gegangen, als sie selber noch eine Jugendliche war. Ihre ältere Schwester lebte mit ihrem Mann und drei Kindern in Australien. Sie haben sich seit 20 Jahren nicht mehr gesehen. Über ihren Vater sagte sie nur Gutes. Sie lobte sein Pflichtbewusstsein, dass es der Familie nie an etwas gefehlt habe, nicht an Geld, nicht an einem schönen Haus, nicht an gesellschaftlichem Ansehen. Mehr könne und dürfe man nicht verlangen, sagte sie. Die schönen Worte, die sie benutzte, passten nicht zu ihrem traurigen Gesicht. Nur einmal entfesselte sie ihre Gedanken und sagte leise, um es einmal und nie wieder zu sagen:

„Alle diese Dinge, die passiert sind, kann man, muss man vergessen... Ich wünschte nur, zwischen uns gäbe es mehr als Pflichtgefühle. Nicht nur Dankbarkeit und Ehrfurcht.

Vielleicht so etwas wie Freundschaft, wenn man gerade alles im Leben vermasselt hat.“

Audrey befand sich in der Mitte ihres Lebens. Alle wussten, dass sie die Tochter von Mr. Radio war, die ihn bis vor kurzem noch zuhause gepflegt hatte. Viele gratulierten ihr zu ihrem tollen, unterhaltsamen Vater. Audrey teilte nicht die Redseligkeit ihres Vaters. Sie war eher zurückhaltend, aber nicht reserviert. Audrey hatte einen guten Draht zu Menschen. Ihre Art war viel leiser und dezenter als die ihres Vaters. Ihre Geselligkeit zeigte sich in ihren zuwendenden Gesten und in ihrem Gespür für die Bedürfnisse der Patienten. Es machte stets den Anschein, als wartete sie nur darauf, gebraucht zu werden. Von Ärzten, Kollegen und Kolleginnen, von Patienten, die sie oft zu sich riefen und ihr jedes erdenkliche Befinden berichteten, um unter ihren mitfühlenden, tröstenden Worten endlich einschlafen zu können. Audrey war außerordentlich gut darin, für andere da zu sein. Der Pflegeberuf schien ihr wie auf den Leib geschrieben. Für viele Menschen schien sie genau den richtigen Beruf auszuüben. Für Menschen, die nicht wussten, dass sie nichts anderes kannte, sich nicht mehr zutraute, nicht mehr erlaubte, als von anderen gebraucht zu werden. Sie wussten es nicht, weil sie ihr nie zuhörten, wenn sie nachts weinend am Küchentisch saß und mit ihrer älteren Schwester telefonierte, die weit weg ein anderes Leben lebte. Oder wenn sie manchmal leise ans Bett ihres schlafenden Vaters trat und versuchte, ihre eigenen Gedanken zu ordnen, um sie ihm am nächsten Tag mitzuteilen. Sie tat es aber nie. Was sie dachte, war zu verworren, zu verboten und zu unentschlossen. Zu lange mischte sich die unermüdliche Stimme ihres Vaters unter ihre Gedanken, bis sie sogar zu ihrem Gewissen wurde. Audrey fehlte die Kraft, das Herz und der Sinn, Gedanken zu äußern, die ihr Vater – ihr Gewissen – nicht kannte.

Eines Abends, als Jason sich die vielen beruflichen Höhenflüge Mr. Radios anhörte, setzte sich Audrey, ohne ein Wort zu sagen, aufs Bett ihres Vaters. Sie war gekommen, um Jason nach Hause zu schicken, vergaß es jedoch, als sie der hypnotisierenden Stimme Mr. Radios zuhörte. Dieselben, oft vernommenen Geschichten konnten sich bei ihm immer noch unterhaltsam anhören. Nachdem er mit seiner Pointe die beiden Zuhörer in Erstaunen versetzte, betrachtete er Audrey mit einem zufriedenen Gesicht.

„Du warst immer eine gute Tochter, so wie eine Tochter sein sollte.“ sagte er anerkennend.

„Weißt Du, Vater... Niemand wird jemals wieder so etwas zu mir sagen. Nie wieder in meinem Leben. Weil, weißt Du... ich... ich habe sonst nichts anderes gelernt, als eine Tochter zu sein. Nichts anderes bin ich. Doch was wird aus mir, wenn Du nicht mehr da bist?“ Sie verstummte angesichts seines finsternen Blicks.

„Was sind denn das für Reden, die Du mir da hältst?! Und dieser vorwurfsvolle Unterton?!“ fragte er eindringlich, mit eiserner Stimme.

„Nein, ich mache Dir keine Vorwürfe. Ich...ich beginne nur gerade..., eigentlich schon lange, Vieles zu verstehen und ich... ich möchte, dass auch Du es verstehst, damit ich nicht so... so allein damit bin.“ Sie atmete nach der letzten Silbe schwer aus.

„Was soll ich verstehen? Was wollt Ihr denn noch von mir? Ihr habt mich doch schon ausgesaugt! Deine Schwester... die Erstgeborene... nein, die missgeborene Selbstsüchtigkeit in Person! Auch sie hat mal geglaubt, mir Vorwürfe machen zu können und hat sich

dann aus dem Staub gemacht! Und Deine Mutter? Gejammert und geklagt hat sie wie Du! Dann hat sie in ihrer Schwächlichkeit Tabletten in sich reingestopft und mich ebenfalls im Stich gelassen! Mich, schwer Schuftenden! Und sieh' mich jetzt an! Ich beklage mich nie, weil ich mit mir im Reinen bin!“ Mr. Radio war derart in Rage, dass Audrey um sein Herz fürchtete.

„Beruhige Dich! Ich glaube, es ist besser, wenn der Junge und ich jetzt...“ Jason, der wie angekettet auf seinem Stuhl saß, erhob sich ruckartig, als Audrey Mr. Radios Messgerät überprüfte.

„Nein, nein! Dageblieben! Wer A sagt, muss auch B sagen! Der Junge kann ruhig bleiben! Er soll hören, wie es einem alten Mann ergehen kann, wenn er nur noch krank und hilflos daliegt, allein mit seiner Vergangenheit, nachdem er sein Leben für Frau und Kinder geopfert hat. Ja, genau so ist es! Jetzt, da ich Euch nicht mehr nützlich bin, waren Euch alle meine Opfer nicht groß genug! So wird es einem gedankt, dass man erfolgreich war!“

Mr. Radio klopfte sich nach jedem Satz mit der Faust stolz auf die Brust und wollte noch mal ausholen, als Jason den Stuhl hinter sich wütend zur Seite warf und schrie:

„Jetzt hören Sie doch mal zu! Sie... Sie verpassen die Lektion Ihres Lebens!“ Audrey und Mr. Radio hielten den Atem an. Beide starrten sprachlos in Jasons glühendes Gesicht.

„Vater, nicht wir drei sitzen hier.“ wandte sich Audrey schließlich besänftigend an ihren Vater. Sie vergaß sein Herz, vergaß alle Krankheiten und hoffte auf seine Einsicht. „Mutter hat sich umgebracht und Deine Tochter konnte in Deiner Nähe nicht leben. Jetzt

ist sie weit weg und kommt nicht mal mit ihren Kindern zu Besuch. Verstehst Du denn nicht, was das heißt?“ Jason sah in Audreys Gesicht dieselben Züge, dieselben flehenden Augen, wie an dem Tag, als sie ihn wohlwollend beschworen hatte.

„Ich versteh' kein Wort!“ brummte Mr. Radio, noch bevor sie ganz ausgesprochen hatte. „Sprechen wir nicht gleiche Sprache?“ fragte er herablassend. „Du bist ja noch schlimmer dran als dieser beschränkte Junge hier, der erst dann sein Maul aufreißt, wenn es ihn gar nichts angeht!“

Jason sah ihn finster an, wie jene übel gelaunten Verkäuferinnen, auf die er immer wieder trifft. Am liebsten hätte er jetzt seine Faust auf Mr. Radios Krankentisch gedonnert, ohne dabei an sein Wohl, ans ‚Nasdrovje‘ zu denken. Da merkte er, dass es eine Wut gab, die man zulassen, aber auch eine, die man kontrollieren musste. Audrey hingegen ließ zu, was sie zu lange unter Kontrolle gehalten hatte.

„Gut, dann sag' ich es in Deiner Sprache: Von jetzt an hör' ich nur noch auf mich! Ich will mein eigenes Leben! Ein Leben, das erfüllt ist von Dingen und Menschen, die auch ich brauche! Wenn es Dir besser geht, werden wir eine Pflegerin für Dich finden, die Du auch respektieren sollst oder Du gehst in ein entsprechendes Altersheim! So oder so, ich bleibe nicht länger in Deinem Haus!“ Mr. Radios Gesicht wurde kreidenbleich. Plötzlich sah er wirklich wie ein Kranker aus, nicht wie ein Unterhalter.

„Hinaus! Hast Du gehört?“ schrie er aus vollem Hals. „Hinaus mit Dir! Komm nie wieder in dieses Zimmer! Und mach', dass Du aus meinem Haus kommst!“ Audrey nahm Jason wie eine Mutter bei der Hand und beide gingen zur Tür.

„Glaub' ja nicht, dass ich so bald verrecke und Dir irgendwas hinterlasse! Von diesem Moment an bist Du gestorben! Tot! Genau wie Deine Mutter und Deine Schwester! Raus hier!“

Mr. Radio schrie es aus und sagte nichts mehr. Sein Gesicht erstarrte in grausamer, stolzer Unwiderruflichkeit. Er hatte nie gelernt, dass Menschen nichts hinterlassen können. Nichts von Wert, wenn sie in den Herzen ihrer Mitmenschen keine schönen Erinnerungen zurücklassen. Seine Stimme verstummte für einmal in langes, lautes Schweigen. Sein Herz blieb ungefährdet, wenn man sich auf den Monitor verlassen konnte.

Mr. Radio brauchte nicht lange, um die unerhörte Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, in Umlauf zu bringen. Wenn er ausholte, von dieser dramatischen, zu Tränen rührenden Begebenheit zu erzählen, scharten sich die unterschiedlichsten Leute aus dem Krankenhaus um ihn herum. Gebannt und neugierig lauschten ihm sonst eher gehetzte Mediziner; Krankenschwestern, die selten Geduld aufbrachten, sich länger als nötig bei Patienten aufzuhalten; Kranke, von denen man glaubte, dass sie nie wieder ihr Bett verlassen würden und selbst manche ihrer Angehörigen, die sich in entlastender Sicherheit wähnten, bessere Töchter, Söhne oder Enkelkinder zu sein. Sie alle machten entsetzte Gesichter, rieben sich

angestrengt die Augen, griffen sich ans mitfühlende Herz oder falteten ihre Hände, ohne recht zu wissen, wen sie worum bitten wollten. Fragen wurden keine in den Raum gestellt. Mr. Radio, der dafür bekannt war, allen mit seiner gesegneten Stimme und der Wortwahl eines Entertainers Ablenkung und Heiterkeit zu schenken, brachte man nur Zustimmung, Verständnis und Trost entgegen. In ihren Augen war er ein vielfach begabter und fähiger Mann, der zeitlebens pflichtbewusst, fleißig und erfolgreich war und im Geschäftsleben deshalb an der Spitze stand. Tragischerweise gab ihm das Schicksal (wie es oft bei erfolgreichen Menschen der Fall sei) eine undankbare, viel zu labile Ehefrau und zwei Töchter, die leider Gottes nicht nach ihm kamen. Audrey bekam dieses Bild, das die Menschen sich im Krankenhaus machten, zu spüren. Sie merkte es daran, dass ihre Hilfe und Zuwendung nicht mehr annähernd so oft in Anspruch genommen wurden wie zuvor. Es war nicht so, dass man sie ersetzte. Vielmehr konnte man ganz plötzlich auf sie verzichten. Die Alten unter den Patienten hatten sich natürlich mit Mr. Radio solidarisiert, ebenso deren Angehörige. Das Pflegepersonal stellte fest, dass Audrey ohnehin einen übertriebenen Ehrgeiz bei all ihren Aufgaben zeigte, während sie den eigenen Vater, der ihr alles geboten hatte, für ihre Unzulänglichkeiten anklagte und in ein Heim abschieben wollte. Die Ärzte, die keine Zeit fanden, sich eine Meinung zu bilden, nahmen einfach an, dass da schon was dran sein musste. Auch weil Audrey kaum über ihr Privatleben sprach, häufig amouröse Angebote einiger Chefärzte ablehnte und weil Leute, die sich mitteilen, nun mal doch irgendwie ‚sauberer‘ sind. Meinungen sind ohnehin eine verwickelte Sache. Man kann sich den Meinungen anderer anschließen oder sich eine eigene bilden. Der Vorteil, fremde Meinungen anzunehmen, liegt darin, dass man Zeit spart und Gesprächsstoff ge-

winnt. Es gibt ja so wenig Interessantes zu sagen, wenn die Wahrnehmungsfähigkeit schwach entwickelt ist. Der Nachteil aber, sich vorgefassten Meinungen nicht zu fügen, ist der, dass man sich jede Menge zeitraubende Arbeit auflädt. In diesem Fall hätte sich die Krankenhaus-Gemeinde nicht nur eine Stellungnahme von Audrey einholen müssen. Sie hätte sich auch mit ihrer Geschichte auseinandersetzen müssen. Mit der Geschichte, derer sie tagtäglich Zeugen waren und mit der Geschichte, die sie nachts weinend ihrer Schwester am Telefon erzählte. Damit nicht genug. Auch mit der Geschichte von Mr. Radio hätten sie vertraut werden müssen, falls er bereit gewesen wäre, sie zu erzählen – mit derselben ausdauernden Stimme, mit der er Menschen unterhalten konnte, denen nicht auffiel, wie viel er verschwieg.

Jeder ist mit seiner eigenen ganzen Geschichte (und oft auch mit der seiner Familie) durch das ganze Leben hindurch beladen. Unlösbar verwachsen mit den festen Knoten unabänderlicher Vergangenheit, verunsichernder Gegenwart und ungewisser Zukunft. Wenige haben die ehrliche und wohlwollende Neigung, den Willen und den Mut, sich auf Geschichten anderer Leute einzulassen. Es wäre vermessen zu sagen, dass jeder das tun sollte. So vermessen wie eine starre Meinung, die ein begnadeter Redner in nur 20 Minuten in den Raum warf, wo er sich zuvor keiner Menschenseele jemals zugewandt oder ihr zugehört hatte. Audrey enttäuschte und verletzte es zutiefst, dass Menschen, denen sie nichts tat, sich schleichend feige von ihr abwenden konnten. Niemand sprach sie direkt darauf an. Man blieb beim anklagenden Schweigen und spürbarer Distanz. Sie erkannte,

dass sie richtig daran tat, nie etwas Privates von sich erzählt zu haben. Es erschütterte sie, dass solche Dorfklatsch-Attitüden an einem Ort wie diesen überhaupt möglich waren, wo es um Leben oder Sterben geht, um Gesundheit oder Krankheit. Doch wenn sie tiefer überlegte, musste sie sich eingestehen, dass es im Grunde draußen in der Stadt gar nicht viel anders zugeht. Ganz New York hat Angst vor Krankheit und Tod. Privat, beruflich und gesellschaftlich. Der Alltag in New York ist ein ständiger Überlebenskampf und der hat viele Formen. Und alle, die Angst haben, brauchen Unterhaltung, suchen Unterhaltung, wo sie sie nur kriegen können.

Audrey nahm von da an kein Blatt mehr vor den Mund. Sie fing an, phlegmatischen, launischen und unbelehrbaren Patienten die Meinung zu sagen. Einer Rentnerin, die alle paar Tage im Sterben lag, um ihren Sohn herbei zu rufen, entzog sie das Telefon. Sie stritt mit Kolleginnen, deren Schichten sie nicht mehr übernehmen wollte. Einen Chirurgen bezichtigte sie der jahrelangen sexuellen Belästigung. Mr. Radios Quellen überbrachten ihm immer häufiger bestätigende News, die er sogleich in den sterilen Äther schoss, wo Leben erhalten, nicht zerstört werden sollte.

„Wo ist denn der behinderte, vorlaute Junge?“ fragte er eines Tages eine der Krankenschwestern.

„Behindert? Ach, Sie meinen Jason, den Stotternden? Der dabei war, als Ihre Tochter...“

„Ja, richtig, den meine ich. Hab kein Gedächtnis für Namen.“

„Tja, wissen Sie... Audrey betreut ihn jetzt meistens. Sie führt ihn seit ein paar Tagen durchs ganze Krankenhaus. Gestern erst waren sie auf der Kinder- und Entbindungsstation. Da ist dann etwas...“

„Was? Der Bengel hat wirklich nur eine halbe Portion Verstand! Ich sag's ja! Wie einer spricht, so ist er! Der wird doch nicht wirklich hier arbeiten wollen?“

„Naja, er stottert zwar, aber er hat gute Zeugnisse und macht seine Sache gut. Dumm ist er nicht.“ Sie zuckte mit den Achseln. „Weiß nicht recht, woher so eine Störung kommt.“

„Ach, so einer gehört doch nicht hierher! Einer, mit dem was nicht stimmt, der macht doch die Leute nur noch kränker! Bis der was sagt, kriegt man ja Hämorrhiden! Patienten wollen unterhalten werden! Stellen Sie mich ein!“

„Aber ja, Mr. Radio! Sie würden Lahme wieder gehend und Taube hellhörig machen!“

Mr. Radio lachte, ahnte aber, dass es nicht komisch war, was sie sagte. Sie machte sich über ihn lustig, wie man sich über die Alten oft lustig macht. Die Krankenschwester begab sich daraufhin zum allmorgendlichen Kaffeeklatsch ins Büro, in dem über den gestrigen

Skandal auf der Kinderstation getuschelt wurde. Kollegen und Kolleginnen unter sich eben. Oftmals ein ‚Feindesland‘, in dem alle als Freunde getarnt beieinander stehen und auf günstige Gelegenheiten warten. Stimmen waren im Büro laut geworden, dass Audrey gebeten werden würde, zu gehen oder vielleicht längst selber so entschied.

Der sogenannte Skandal spielte sich ab, als Audrey wieder mit Jason durch die Krankenstation schlenderte und Babys und Kinder besuchte. Da gingen sie am Zimmer einer wohlhabenden Frau vorbei, die soeben Mutter geworden ist. Sie saß auffallend overdressed angezogen mit ihrem Neugeborenen auf dem Bett und war bereit, das Krankenhaus zu verlassen. Sogar das Baby war overdressed. Ihr Ehemann, der wie ein Golfer angezogen war, trat mit einer jungen Asiatin herein, die er mit Namen ‚Nanny‘ vorstellte. Audrey und Jason reichten den Eltern zum Glückwunsch die Hände und betrachteten entzückt das Baby.

„Wie viele Kinder haben Sie, Schwester?“ fragte die Mutter selbstverständlich.

„Gar keine.“ antwortete Audrey trocken.

„Oh, das... das tut mir leid.“

„Mir auch.“

In mitleidsvollem Ton sprach die Mutter weiter: „Es ist bestimmt nicht einfach für Sie... ich meine, an so einem Ort... wo Frauen sich täglich Kinder gebären. Darf ich fragen...“

„Wir gebären Kinder nicht für uns. Wir gebären sie für die Welt.“ unterbrach sie Audrey. Jason erkannte im Gesicht der Mutter denselben verstörten Ausdruck, den er und seine Mitschüler hatten, wenn sie Henry Meyers gegenüber saßen. Nach einer passenden Antwort ringend wandte sich die Mutter schließlich erleichtert an die Eltern und Schwiegereltern, die gerade eintraten.

„Aaah! Da seid ihr ja alle! Seht her! Schaut Euch seine großen, vielsagenden Augen an! Findet Ihr nicht auch, dass er sprechende Augen hat? Er wird sicher ein großer, ein betörender Redner werden, schließlich ist sein Vater ein Staranwalt!“ Die Grosseltern lachten zustimmend. Audrey sah besorgt zu Jason rüber, der sich nichts anmerken ließ.

„Ich kann's noch gar nicht glauben! Ich bin jetzt Mutter!“

„Das wird sich erst noch zeigen!“ wandte Audrey mit strenger Miene ein.

„Wie bitte? Was... was erlauben Sie sich eigentlich?“ Erbost übergab die Frau ihr Kind der Schwiegermutter. Betretenes Schweigen erfüllte das Zimmer.

„Ich finde nun mal nicht, dass man sich gleich Mutter nennen darf, sobald ein Kind aus dem Unterleib geschlüpft ist.“ sagte Audrey salopp. Der Ehemann erhob Einspruch.

„Na hören Sie mal! Wie reden Sie eigentlich mit meiner Frau? Ich werde Sie verklagen!“

„Verklagen? Weswegen?“ Der Anwalt sah Audrey verwirrt an.

„Im Übrigen trifft das ebenso auf Sie zu!“ belehrte sie ihn. „Auch Männer sind nicht gleich Männer, nicht gleich Väter, wenn sie Geld haben und zeugungsfähig sind!“

„Jetzt reicht’s! Ich verklage sie wegen...wegen übler Nachrede! Sie sind doch nicht ganz...“ Der Ehemann verlor die Beherrschung.

„Komm Schatz, lass gut sein! Die Frau hat wohl schon genug Probleme!“ bemerkte die Mutter zickig und betonte selbstsicher: „Ich *bin* eine Mutter! Eine *richtige* Frau weiß das!“

„Ah ja, gibt es denn *falsche* Frauen?“ konterte Audrey.

„Frauen, die keine Kinder gebären, sind *keine* richtigen Frauen! Mein Kind wird die *beste* Mutter haben und ich werde aus ihm den *besten* Sohn machen!“ Die Frau kochte vor Wut, während Audrey die zickige Kampfeslust verging. Was sollte sie hier noch sagen? Sie schritt mit Jason auf den Flur hinaus und hinterließ Entrüstung. Mit versöhnlicher Stimme warf Audrey ihre Worte wie einen Spickzettel ins Zimmer der verstörten Leute:

„Gute Frau, machen Sie aus diesem Kind einen freien Menschen, damit er werden kann, was er will!“

Audrey begleitete Jason an diesem Tag nach Hause. Auf dem Weg gingen sie in ein Café, wo Jason erfuhr, dass Audrey das Krankenhaus verlassen würde. Sie hatte bereits gekündigt und überlegte noch, wie sie ihr Leben weiter leben wollte. Zunächst wollte sie nach Australien zu ihrer Schwester. Da diese am Telefon sagte, dass man sie dort ‚gut brauchen‘ könne, sah sie davon ab. „Hatte sie mir denn in all den Jahren am Telefon nie zugehört?“ beklagte sich Audrey. Sie hatte sich zuvor nie etwas geleistet, also konnte sie sich genug Geld zusammensparen, um irgendwo allein neu anzufangen. Plötzlich schob ihr Jason einen beschriebenen Zettel zu. Audrey las und lächelte erkennend:

„Gewisse Menschen und Dinge
greift man so vergeblich mit Worten an,
wie Geister mit Waffen.“
(*Wilhelm Busch*)

„Komm! Sag’ mir, ohne Unterbrechungen, was hier steht! Du kannst es doch!“

Jason fing an, wie vor jeder Leseübung, ein- und auszuatmen. Audrey glaubte, er hätte gerade zuviel Angst und Scham.

„Ist schon gut! Das wird schon! Habe mich informiert. Über das Stottern, meine ich. Viele Menschen leben ihr ganzes Leben damit. Wie Gehörlose. Finden sich damit ab und machen das Beste draus. Du aber sagst lieber wenig, als zu stottern. Das tut Dir nicht gut. Du scheinst auf eine Art Zauber zu warten, der Dir das Stottern abnimmt. Wir alle warten

auf diese Art Zauber. Aber Jason, der Zauberer bist Du! Vielleicht willst Du zuviel auf einmal. Alles oder nichts. Das ist gefährlich, weil es nichts dazwischen gibt.“

Jason nickte und sank den Kopf. Er dachte an den Satz, den er Audrey soeben gezeigt hatte. Nach einem tiefen Seufzer sagte er ganz automatisch, ohne zu überlegen, ohne zu grübeln, ohne die erste Angst abzuwarten: „Danke Audrey.“

Sie lächelte wieder. Irgendwie, fiel ihr auf, saßen sie beide ‚im selben Boot‘. Oder saßen sie dort zusammen mit allen Menschen, im ‚Freundesland‘, und keiner schien es zu wissen.

„So ist es richtig!“ sagte sie heiter. „Lass einfach raus, was Du auf dem Herzen hast! Sieh‘ mich an! Hab mein halbes Leben als Stotternde gelebt. Obwohl ich sprechen konnte. Nur weiß ich selber nicht, woher meine Sprachstörung kam... Mach‘ diesen Fehler nicht. Wir haben alle eine Stimme, die man nicht hört. Und wenn wir sie hörbar machen können, dann verdammt noch mal sollten wir das tun! Ganz egal, wie sie für andere klingt! Es ist *unsere* Stimme!“

Audrey verstand Jason und Jason verstand Audrey. Konsonanten und Mitlaute bringen die Schwierigkeiten. Beide wussten sie um die verheerenden Konsequenzen, wenn ihre Silben, ihre Worte nicht helfen, das eigene Leben mitzugestalten. Audrey riet Jason vom Beruf des Krankenpflegers ab. Er sollte sich noch nicht ganz an andere geben, bloß

weil er sich wenig zutraute. Sie war überzeugt davon, dass auch er sich zuerst selber finden und seine wahren Stärken und Schwächen kennenlernen sollte, um sich überhaupt ohne Selbstschaden an andere geben zu können. Im Grunde, fand sie, ist jeder Mensch zu schnell gezwungen, sich beruflich festzulegen. Mangel an Geld und Mangel an Perspektiven hindern ihn daran, einen neuen Weg einzuschlagen. Audrey wählte für sich den gefährlichen Weg. Den ‚Alles-oder-Nichts‘-Weg. Sie war in ihrem Leben an dem Punkt angelangt, wo der Leidensdruck zu stark geworden war, wo sie sich schon zu sehr von sich selbst entfernt hatte, dass sie nur noch eine einzige Perspektive sah, nämlich die absolute Freiheit. Hat man sie erstmal vor Augen, gibt es keinerlei Sicherheit mehr, aber der Leidensdruck ist ein anderer. Ein lenkender. Ein formender. Dorthin, wo der einzige sichere Hafen liegt: Im eigenen Willen.

Jason folgte Audreys Rat. Er hatte sich selbst keinen besseren geben können. Audrey verließ das Hospital und sie verließ New York. Für immer. Später schickte man ihr die Sterbeurkunde ihres Vaters an eine Adresse in Europa. Als sie vom Tod ihres Vaters erfuhr, fühlte sie nur noch Trauer und keine Wut mehr gegen ihn. Sie konnte es selbst kaum glauben, wie versöhnlich sie geworden war und wie unversöhnlich mit sich. Ihr Leben lag schon immer in ihren Händen, nicht in seinen. Hätte sie nur zum richtigen Zeitpunkt gewusst, was sie damals wusste. Sie konnte nicht anders, als ihm zu verzeihen. Vielleicht war es das, was er ihr hinterlassen hatte? Irgendwann vergibt man einem Menschen, dachte sie, ohne es zu merken; wenn es *vergeblich* geworden ist, auf seine Einsicht oder Tugend

zu hoffen. Er war gestorben. War sie jetzt frei? Oder war ihr nur bitter klar geworden, was sie schon immer gewesen ist. Frei.

Redner und Zuhörer

„Am Anfang war das Wort.“ So lautet der erste Satz der Bibel. Jason betrachtete ihn als stotterndes Kind lange. An Jesus faszinierte ihn nicht so sehr das Göttliche als sein Talent, mit Leichtigkeit auf jeden Menschen zuzugehen und ihm die richtigen Worte zu sagen. Für Jason war dies das grösste Wunder Jesu. Gott selbst interessierte ihn herzlich wenig, wenn er ganz ehrlich war. Ihn interessierte der Sterbliche, der da einst lebte, sich den Menschen zeigte und zu ihnen sprach. Dabei empfand Jason keine tiefe Religiosität. Immer war es das Menschliche, in dem er das Göttliche sah, es erwartete, es erhoffte. An diese kindlichen Gedanken erinnerte er sich später, als er den ersten Bibelsatz auf einem missionarischen Strassenplakat sah. Eine der vielen Stimmen seiner Stadt, die die Augen der Bürger und Bürgerinnen ansprechen soll. Zu sich selbst sagte er innerlich: „Das ist doch gar nicht wahr! Am Anfang war nicht das Wort. Am Anfang war der ‚Gedanke!‘“ Jason sprach viel zu sich selbst. Naturgemäss führen sprachgehemmte Menschen öfter innere Selbstgespräche als andere. Regelmässige Zweifel, Seelenchaos und Gedankenkonflikte entstehen und häufen sich, da sie niemandem mitgeteilt werden. Ja, der Gedanke, mit ihm fing immer alles an. Je mehr sich Jason innerlich mit den Menschen und ihrem Sprachvermögen auseinandersetzte, desto höhere Ansprüche stellte er an seine verbalen wie gedanklichen Fähigkeiten. Ansprüche, an denen er laufend scheiterte und derer wohl die gewandtesten Redner nicht gewachsen wären. Sein Gehirn verwandelte sich in ein Laboratorium, in dem jeder entstandene Gedanke überprüft und sprachlich ausgefeilt, aber von ihm nie so ausgesprochen wurde. Er hoffte, wenn er sich nur auf den inhaltlichen Wert des Auszusprechenden konzentrieren würde, verlöre er vollends die Angst vor dem Akt

Sanela Tadic
DER ZUHÖRER
Seite 94 von 133

des Sprechens an sich. Diese Entwicklung verstärkte seine Anstrengungen noch mehr, da er sich nicht bloss eine flüssige Sprache, sondern auch vollkommene Gedanken abforderte. Beides Ideale, die kein sprechendes und denkendes Wesen je erfüllen könnte. Nicht einmal Jesus. Diese Ideale raubten ihm die Spontaneität und einen Teil seiner grossen Vorfreude auf das Sprechen, in dem er seine Zukunft sah. Der falsche Eindruck verfolgte ihn, dass es nicht so toll sein würde, wenn seine Worte zu simpel daherkämen. In solchen Augenblicken erklang Henry Meyers' Stimme in seinem Kopf. Was hatte er gesagt? „Wohltuende Worte / Viel wahrnehmen / Menschen brauchen keine geschliffenen Juwelen!“ Jason wusste, dass seine Bemühungen, ein geselliger, aber auch wertvoller Mitmensch zu sein, in die falsche Richtung führten. War er immer noch zu eitel oder einfach nach wie vor auf der Suche nach seiner Stimme? Jedenfalls suchte er ständig nach neuen – wie immer umständlichen – Methoden, um sein Ziel zu erreichen. Denn umständlich war jedes (Sprach)problem.

Nach seiner lehrreichen Zeit im Lincoln Hospital fragte er sich nicht länger, wohin es ihn beruflich zog. Er fragte sich, was Mr. Meyers ihn gefragt hätte. Wovor hatte er neben den Menschen die grösste Angst? Die Antwort wusste er auf Anhieb: Vor technischen Geräten. Besonders vor dem Telefon, das seine Stimme folterte. Jason entschloss sich, eine Ausbildung als Tontechniker zu machen. Viel sprechen musste er als angehender und auch als gelernter Tontechniker nicht. Nicht zwingend. Das beste an diesem Beruf aber war, dass alle diese Geräte, die Stimmen und jegliche Geräusche aufzeichneten und wie-

dergaben, in seinen Augen ihren Schrecken verloren hatten. Jason installierte Mikrofone und Lautsprecher für jeden Anlass. Für Reden, Konferenzen, Konzerte und andere Musikveranstaltungen. Er bearbeitete Tonspuren für Filme und machte musikalische und sprachliche Tonträger, ohne je selber seine Stimme auf einen von ihnen hinterlassen zu haben. Es kam ihm nicht in den Sinn. Das Sprechen gab er natürlich nicht auf. Auch sein eigener Sprechapparat hatte mit den Jahren deutlich an Schrecken verloren. Er beherrschte ihn immer besser. Zwar stotterte er noch, aber nicht mehr so häufig wie früher. Nicht bei jedem bedeutenden Wort. Niemand merkte, dass er sich den Takt für die Worte angab. Er brachte sich zudem weitere Tricks bei, mit denen er sich selbst und auch andere wohlwollend täuschen konnte. Ganz wie Ilja es getan hätte. Er stellte Sätze um, die schwierig waren und verschaffte sich so Zeit, bestimmte Worte auszusprechen. Manchmal begann er einen Satz einfach von vorne, wenn er merkte, dass er stottern würde. Oft gelang er ihm dann. Ihm fiel auf, dass er nach einem kurzen Hüsteln besser sprach. Wenn ein Name oder ein Begriff besonders schwer auszusprechen war, umschrieb er ihn mit leichteren Worten. Und natürlich schöpfte er aus seinem jahrelangen Selbststudium der Synonyme, für die er sein Gedächtnis trainierte und seine Angst bändigte. Die Zeit war gekommen, dass er sich verständigen konnte. Noch sagte er nicht alles, was er dachte und wie er es dachte. Sein Ziel aber hatte er somit noch nicht erreicht: Er wollte nicht bloss *zuhörend* und *wahrnehmend*, sondern auch *freisprechend* und *vielsagend* sein.

In seinem Beruf war er nicht nur von Maschinen und Geräten, sondern auch von Menschen umgeben, mit deren Stimmen, musikalischen und anderen Geräuschen er arbeitete. Bei einem Konzert lernte er den Barbesitzer Javier kennen. Er war auf eine athletische Weise korpulent, dunkelhaarig und dunkelhäutig. Man traf ihn stets mit einem engen T-Shirt an, das jedes Mal mit einem anderen Bar-Spruch bedruckt war. Javier war anfang 40, benahm sich aber wie ein 20-Jähriger. Dieses Benehmen konnte er sich leisten, da er noch gut aussah und in seiner unbeschwerten Art jugendlich wirkte. (Menschen sehen über Vieles hinweg, wenn sie sich vom blossen Anblick eines anderen Menschen blenden lassen.) Javiers Bar, an deren Tresen er meist selbst stand, war sein Lebensinhalt und die Menschen, die dort ein- und ausgingen. Von ihnen erzählte er viel. Bei jedem konnte er charakteristische Merkmale und die Vorlieben für bestimmte Drinks, Lebensphilosophien, Frauen oder Männer aufzählen. Einige wenige zählte er zu seinen engsten Freunden. (Erstaunlich, wenn man bedenkt, wie viele Menschen in eine Bar gehen.) Diese engsten Freunde suchten die Bar vor allem spät nachts auf und blieben bis zum Morgengrauen. Wie Javier liebten und schätzten sie das ausschweifende, weltentrückte Nachtleben der Bar, in der man sich einzig und allein der Nostalgie alter Songs und Erinnerungen hingab, dem Alkohol, den Zigarren und Zigaretten, die allesamt Seele und Zunge lockerten. Dann bedeuteten trinken, rauchen und sprechen dasselbe wie atmen, frei sein und leben. Alles das, was sie sich mehr in der Bar als sonst wo zu erhoffen wagten.

Natürlich war Jason fasziniert von Javier. Er kannte das Leben in Bars, aber nicht so, wie Javier es kannte. Also entschloss er sich, an freien Wochenenden in seiner Bar zu arbeiten. Barkeeper, wie Javier einer war, sind nicht selten ausgezeichnete Menschenkenner. Jeder Beruf, der einem ermöglicht, Menschen zu begegnen, sie zu beobachten, ihnen zuzuhören, fördert die Menschenkenntnis – und selbstverständlich die Sprache. Psychologietheoretikern fehlt es oft an dieser angeeigneten Intuition für Menschen. Den Barkeepern fehlt dafür häufig das theoretische Denken, um das, was sie wissen, allen zugänglich zu machen. Jason, der es noch nicht verstand, sich selbst anderen zugänglich zu machen, freundete sich mit dem menschenkundigen Barkeeper rasch und gerne an. Javier wiederum mochte Jasons Gesellschaft, in der er nicht vermehrt in die Rolle des aktiven Zuhörers fiel. Bei Jason war er ganz der Redner, der viel zu sagen hatte. Viel sagen musste.

Als Jason eines Freitagnachts Javiers Bar ‚Cosmopolitan’s‘ betrat, fühlte er sich gleich als einer von allen. Daheim. Willkommen. Diese Atmosphäre war Javier sehr wichtig. Vielleicht auch, weil er selbst als Doppelstaatsbürger kein Daheim mehr hatte und nicht mehr wusste, wo er eigentlich hingehörte. In seiner Heimat Puerto Rico war er der ‚Amerikaner‘, der sich entwurzeln liess. In Amerika war er der ‚Latino‘, der bei seinen Wurzeln hätte bleiben sollen. Javier war selbst voller Vorfreude auf Jason, dem er seinen Sinn vermitteln durfte. Den Sinn, der ihn in seinem Leben antrieb. Aus den Lautsprechern klagte eine Blues-Stimme:

*„...but there's no place for me to be
and even if I reach the highest cliff,
the human voices and my sorrow
on every step they'd follow me...“*

Ja, Jason war an den richtigen Ort gekommen. An einen Ort, an dem er sich sofort heimisch fühlte. Wo Menschen Dinge aus sich hineinschleppen, die man nur in aufgezwungener Stille begreifen kann. Worte, die in der lauten Welt keine tragende Stimme finden.

Während Javier Jason mit den Gepflogenheiten, dem Service, den Drinks und mit einigen Menschen der Bar bekannt machte, begriff Jason, dass er hier in einer kleinen Stadt war, die sich von der grossen abspaltete. Javier wirkte mit seinen Gästen immer sehr heiter und aufgestellt. Er drückte sich simpel, manchmal primitiv, humorvoll oder mehrdeutig aus. Manchmal aber überkam ihn mit Jason eine ganz andere Ausdrucksform. Sie blitzte selten auf, aber hinterliess einen starken Eindruck. In diesen Momenten erklärte er den Sinn einer Bar, der seiner Meinung nach nicht nur im „öffentlichen Besäufnis und sexuellem Aufriss“ bestand. Er sah es so, dass die meisten Leute an einem Ort wie diesen echten Spass suchen. Humorvolles Beisammensein mit anderen. Gleichzeitig fühlen sie sich aber auch frei, je später die Nacht und je gesetzter der Alkohol ist, allen ihren Blues abzuladen, den sie unter dem Feelgood-Zwang der funktionierenden Grossstadt mit sich herumschleppen. Sie alle gemeinsam kommen aus Einsamkeit in die Bar. Einsamkeit wird immer mit Alleinsein verwechselt. Und wie kann man in einer Stadt wie New York allein sein? In

New York leben viele Menschen, aber es gibt keine wahre Gemeinschaft. Städte sind zu gross und verfehlen ihr Ziel – die Menschen, die sich in ihnen, besonders abends und nachts, nichtig fühlen. Menschen sind zu vielfältig und komplex, um sie aus der Masse, aus der Ferne zu betrachten. Sie müssen zusammenkommen, sich zusammenschließen, egal wo, zum Beispiel in einer Bar.

Javier lachte zwischen seinen ernststen Erklärungen laut auf, wenn Gästen die Drinks ausgegangen waren. Leichtigkeit versprühend, tänzelte er dann zu ihnen hin, schenkte ihnen jene hochprozentige Hoffnung nach und zauberte mit einfallsreichen Sprüchen ein Lächeln auf ihre müden Gesichter. Das war er vielleicht schon, der Grund, warum viele regelmässig wiederkamen. Jasons Bewunderung für Javier wuchs von Stunde zu Stunde. Mit ihr wuchs auch das Verständnis dafür, warum Javier so gut mit Menschen umzugehen wusste. Auch das erklärte der Barkeeper bereitwillig.

„Pass auf, mit der Zeit kriegt man diesen Blick für Leute. Diesen, wie soll ich sagen... diesen...“

„Ww...“ Jason hustete kurz. „Wissenden Blick?“ fragte er.

„Genau das wollte ich sagen! Den wissenden Blick. Schau, Du kannst nicht mit jedem genau gleich sprechen, dieselben Sprüche bringen. Jeder, der hier trinkt, hat seinen... ja, seinen ‚Code‘ irgendwie, den man knacken muss! Mit manchen kannst Du wichtige Sa-

chen besprechen, mit anderen lässt Du das lieber sein. Irgendwann denkst Du automatisch an die passenden Dinge, wenn Dir einer gegenüber sitzt. Manche gibt es, die tun sehr geheimnisvoll, sind es aber nicht. Man muss sie trotzdem viel fragen, sie reden lassen, worüber sie reden wollen, aber so tun, als wollten sie es nicht. Dann gibt's andere, die sind schwer zu durchschauen und wollen auch nicht vollgequatscht und ausgefragt werden. Also, lass ich sie in Ruhe und versuche, einfach nur lustig zu sein. Oh! Und es gibt solche, wirklich wahre Schätze, die über alles reden wollen und sich für alles interessieren! Die sind mir am liebsten! Mit denen kann man wirklich trinken, lachen, ja sogar weinen! Da kann man einander Kopf und Seele erleichtern, ohne sich später zu schämen!“

„Wie sch-schnell weißt Du, ww-wer wie ist... und mit wem Du wie... ähm...reden kk-kannst?“ Wie schnell es geht, interessierte Jason besonders, denn er hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Kein Erwachsener hat sie.

„Oh das, das geht nicht sofort! Man muss Geduld haben, ein bisschen auch Fantasie, würd' ich sagen... und ja, Scharfsinn! Von allem etwas. Du musst ihre Gesichter und Stimmen kennen wie ihre Drinks! Dann checkst Du schnell, wie sie drauf sind! Was man nie tun darf, ist, von sich auszugehen. Du musst herausfinden, wie einer, naja, wie er tickt und ja, Du musst von ,ihm' ausgehen. Sonst gehst Du ihm schnell mal auf den Sack und er kommt nie wieder!“

Jason verstand und sah ein, dass Geduld nicht zu seinen Tugenden gehörte. Scharfsinn? Alle seine Sinne zu schärfen, hatte ihm Mr. Meyers beigebracht. Fantasie? Oh ja! Wer seine Angst so gut kennt, dass er weiss, wovor er alles Angst hat, der hat eine Menge, vielleicht sogar zuviel Fantasie.

Mittlerweile war es vier Uhr morgens. Die Bar wurde überschaubarer, der Tresen von ausgewählten Gästen besetzt. Es war nicht mehr laut wie üblich. Die Stimmen konnte man jetzt vereinzelt hören und die passende Musik, den Jazz und Blues, im Hintergrund. Jason stand an der Bar und überblickte die ‚kleine Stadt‘, die nur noch sichtlich Vereinsamte bevölkerten. Es besteht kein grosser Unterschied, dachte er, zwischen ihnen und anderen, die nicht einsam aussehen. Diese Menschen, die spät nachts bis zum Morgen allein in Bars sitzen, machen kein Geheimnis aus ihrer Einsamkeit. Nicht in der Bar. Tagsüber sind auch sie von vielen Leuten umgeben, sind vielbeschäftigt und manche sogar sehr erfolgreich. Doch in dunklen Ecken und an leeren Tresen der Bar sitzen und trinken ihre Seelen. Wartend. Träumend. Der Zeit gefügig. Ergeben dem Gesetz der Welt. Regungslos und sprachlos angesichts der Wünsche ihres Herzens und ihrer Vorstellungskraft. Womöglich haben sie von alldem zuviel, von der Geduld, dem Scharfsinn, der Fantasie und der Angst, dass sie all das nicht mehr auseinanderhalten können, nichts davon auf ein bestimmtes, nein selbstbestimmtes Ziel auszurichten verstehen. Jason begriff, dass Barkeeper keinen leichten Job haben, wenn sie ihn wie Javier mit Herzblut angehen. Jeder Job, in dem das Zuhören ausschlaggebend ist, sollte mit Herzblut angegangen werden. Vielleicht sind Beicht-

stühle deshalb so lächerlich geworden. Wie kann man sich jemandem anvertrauen, der sich selbst verschanzte und sich dabei über einen stellt? Mit dem man nie getrunken, nie gelacht, nie geweint hat? Solche lächerlichen Beichtstühle gibt es nicht nur in der Kirche. Es gibt sie in Familienhäusern, in Appartements, in Villen, sogar in mancher Bar. Redner und Zuhörer mit einer Trennwand oder einem Vorhang dazwischen. In der Grossstadt ist dieses unvorstellbare Bild genauso Realität wie Stille und Schweigen. An Geduld und Scharfsinn kann es nicht liegen. Ist es die grosse Angst? Zuviel Fantasie? Möglich. Vielleicht liegt es an der leisen Ahnung, dass es im Grunde nicht so sehr die Redner sind, die uns merklich schaden können. Es sind die Zuhörer. Für Jason war das einst eine ganz neue Erkenntnis. Eine neue Sicht der Dinge: Häufige und aufmerksame Zuhörer erlangen viel Macht über andere. Entweder sie sehen darin eine Gelegenheit oder eine Aufgabe.

In dieser Nacht lernte Jason einige von Javiers Freunden kennen. Mit zwei von ihnen freundete auch er sich an. Harold und Gladys. Ein ungleiches Gespann, aber kein Paar. Sie stritten und sie mochten sich. Javier kannte beide besser als sie einander kannten. Gladys war Mitte 50, eine Afroamerikanerin von ungewisser Vergangenheit. Sie sprach viel über ihr jetziges Leben, nichts vom Vergangenen. Stets trug sie auffallende, figurbetonte Kleidung. In jener Nacht war es ein karminrotes Cocktailkleid. Sie rauchte viel und trank meistens Scotch oder Single Malt Whiskey. Mit ihrer Erscheinung erinnerte sie an Tina Turner, obschon sie einen kurzen Haarschnitt hatte, der sie nicht weniger weiblich wirken liess. Wie Tina strahlte Gladys Esprit, Attraktivität, Selbstvertrauen, Stolz und Würde aus.

Ihre Redensart allerdings machte sie zuweilen uneinschätzbar. Sie pendelte in ihrer Wortwahl vom Intellektuellen zum Profanen. Der Ursprung dieser Extreme lag möglicherweise in ihrem unerzählten, vergangenen Leben, das sie abwechselnd in der Gesellschaft von Gebildeten und Ungebildeten verbracht haben könnte. Sie selbst war nicht ungebildet, bemühte sich aber nicht, durch Bildung herauszustechen. Ganz anders Harold, der überlegenen Geist vermitteln wollte. Harold war ein Rentner, Pessimist und Misanthrop, der die eigene Schwarzmalerei und Menschenverachtung als lebensnotwendig verstand. Er war auch ein Gewohnheitstier, der sich schwer an neue Menschen und Umgebungen gewöhnte. Die Bar, in der er mit Gladys und Javier zusammenkam, war ihm zu einer dieser Gewohnheiten geworden. Jason beäugte er zunächst argwöhnisch. Was wollte der junge, verdächtig ruhige Tontechniker da? In ihrer Runde? An ihrem Tresen? Vermutlich versprühte ihm Jason zu wenig Leichtigkeit und Esprit. Nur Javier wusste, warum er dort in der Bar stand. Auch Jason war wie Harold anfangs Menschen gegenüber immer misstrauisch, auch wenn es ihn zu ihnen zog, nicht von ihnen weg. Freundliche Gesichter, gutgemeinte Blicke und vielsagende Worte konnten sein Misstrauen abbauen. Alles Attribute, die er bei sich wiedererkennen wollte – die alle Menschen bei sich und anderen suchten.

Harold sah Jason, der mit Gladys schnell ins Gespräch kam, prüfend an.

„Sag’ mal, stotterst Du?“ fragte er in seiner direkten Art.

„Harold! Musst Du das jetzt ansprechen?“ fauchte Gladys ihn an.

„Kein Problem. Ja, ich stottere. Aber nicht mehr so viel wie früher. Ich... ich arbeite dran, dass es ganz weg geht.“

„Gut so!“ Harold sah ihn bereits vertrauensvoller an. Schwäche zeigen, kann diese Wirkung haben. „Ich kenn' einen, in meinem Alter, der braucht immer noch zehn Minuten, bis er ‚Hallo‘ und ‚Wie geht's‘ gesagt hat.“ Jason durchzuckte es.

„Harold! Hättest Du Dir eher die Zunge verschluckt, als so was zu sagen!“ Gladys schob ihr Glas weg und drückte verärgert ihre Zigarette aus.

„Ein Freund von Ihnen?“ fragte Jason bemüht fließend.

„Naja, ‚Freund‘ klingt übertrieben. Bring's nicht übers Herz, ihm aus dem Weg zu gehen. Befreundet sein kann man mit so einem ja nicht so gut. Ähm... bitte um Entschuldigung! Ist aber leider so. Du bist ja nicht so schlimm dran!“

„So ein Bullshit!“ stieß Gladys hervor. „Warum kann so jemand kein Freund sein? Dann kannst wohl eher Du kein Freund sein!“ Sie griff wieder zu ihrem Glas und schweifte ab. „Mit Freunden ist es sowieso eine schwierige Sache. Als Freunde erweisen sich gerade die, von denen man es nie erwartet hätte. Die, die man Freunde nannte, verschwinden von der Bildfläche, wenn's problematisch wird oder wenn sie keine Vorteile aus Dir ziehen können!“ Verbitterten Gesichts verstummte sie und zündete sich bereits die nächste Zigarette an.

„Du hast es aber auch leicht!“ bemerkte Harold einsichtig. „Jeder, der jemandem wie Dir begegnet, offenbart auf der Stelle, wie viel Grösse er hat! Also, nennt mich ruhig einen

Heuchler und Schuft! Bin ja ein Mensch! Da braucht man schon eine Lupe, um Grösse zu finden!“ Mit breitem Grinsen führte er pantomimisch vor, wie er mit einer Lupe in der Hand die Anwesenden begutachten würde.

„Ähm, Du dd-denkst sehr schlecht über Mm...über Leute.“ stellte Jason fest.

„Ach wo! Hab's denen und mir längst verziehen, dass wir so sind! Rede halt gern drüber!“

„Reden ist immer gut. Mm-Menschen mm-müssen reden.“ sagte Jason mehr zu sich als zu Harold, der nicht einverstanden schien.

„Das glaubst vielleicht Du! Reden bringt uns eigentlich nicht viel! Bloss Unterhaltung! Mach' Dir also nicht allzu viel aus Deinem Problem!“ sagte er mit demonstrativer Überzeugung.

„Ach komm Harold! Quatsch nicht so düster daher! Du bist doch sonst nicht so! Dir sind doch gute Gespräche besonders wichtig!“ erinnerte ihn Javier. Harold, der nun mal B gesagt hatte, wollte nicht zugeben, dass A falsch gewesen sein könnte. Gute Gespräche führte er seit vielen Jahren nur noch mit Auserwählten, die nicht weit verbreitet waren.

„Wenn man mit zu vielen zu viel gesprochen hat, erscheint einem das Reden irgendwann vergeblich.“ erklärte er selbstsicher. „Man findet sich damit ab. Reden bringt in Wahrheit mehr Missverständnisse als Verständnis. Also nutzt man es für pure, seichte Unterhaltung!“ Er nippte an seinem Glas und bemerkte schliesslich:

„Im Übrigen... deshalb schätze ich Deine Gesellschaft, Jason! Gerade Deine! Du bist ein geduldiger Zuhörer und sagst nur das Allernötigste! Wenn Du mich fragst, Dein Fluch ist mein Segen!“ Er lachte und prostete allen zu. Gladys hielt ihr Glas steif in der Hand, um ihre Missbilligung zu signalisieren. Harold trank aus und sprach mit hörbarem Ernst:

„Du nimmst das viel zu wichtig, Junge. Weil... Weil Du nun mal im Sprechen beeinträchtigt bist. Wer viel schweigt, grübelt eben mehr.“

„Ja, ist wohl so. Viel... Vielleicht umgekehrt auch. Ich meine, dass gute Rr... ähm... dass die, also die, die viel sprechen, zu ww-wenig...nachdenken?!“

„Das war eben das cleverste, was ich heute Nacht gehört habe!“ lobte Gladys. Harold gab nicht auf.

„Jetzt hör' mir mal gut zu, Junge! Ich verrate Dir ein Geheimnis!“

„Oha! Schon nach fünf Whiskey-Gläsern?“ unterbrach ihn Javier.

„Klappe halten! Wo war ich noch mal... das Geheimnis, ja! Hör zu: Leute reden so viel, damit sie eben nicht denken müssen! Darum geht's ja!“ Jason sah ihn verwirrt an.

„Aber Du dd-denkst doch jetzt auch, wenn Du sch...sprichst!“

„Ja, doch nur weil... ich weiss nicht, wie sind wir eigentlich auf so anstrengende Themen gekommen?“ Gladys kippte ihren Single Malt hinunter und knallte ihr leeres Glas demonstrativ auf den Tresen.

„Harold, mein lieber! Ich mag Dich eigentlich, aber im Moment kann ich Dich nicht ausstehen! Er da hat ein Problem und will es loswerden! Hallelujah! Das hört man nicht alle Tage! Er will eben nicht so enden wie Dein Freund oder wie Du ihn auch nennen willst. Er glaubt, dass Worte dazu beitragen können, einander besser kennenzulernen. Darum denkt er eben viel über Worte nach! Und Du alter Sack willst ihm hier alle Hoffnungen zunichte machen! Schäm' Dich!“

„Ja, glaubt er etwa, alle Leute wenden viel Zeit auf, um über Gesagtes oder Nichtgesagtes nachzugrübeln?“ Harold wandte sich an Jason „Um herauszufinden, wer Du bist? Vergiss es! Wen interessieren schon die Geschichten anderer Leute? Je eher Du das akzeptierst, umso besser für Dich! Vielleicht... ja vielleicht würdest Du dann gar nicht mehr stottern!“

„Ich glaube daran... dass je-der in Ge-sprächen gerne heraus-finden will... wer man ist.“ erwiderte Jason überzeugt und beinahe fließend.

„So ist es, mein Freund!“ Javier klopfte Jason auf die Schulter, den es zermürbte, dass er nicht den Atem, nicht die Stimme für mehrere Sätze auf einmal hatte. Harold hatte den Atem und die Stimme.

„Ha! Jetzt passt mal alle gut auf! Ich persönlich verlasse mich in Gesprächen nicht so sehr auf Worte, da ich davon ausgehe, dass Worte missbraucht werden. Leute sagen dies, meinen aber etwas anderes. Oder sie reden von einer Sache, um von einer anderen abzu-

lenken. Verlässlich ist nur das, was sie tun! Weiss man erstmal, was sie so treiben, hat man sie schon kennengelernt und hört nicht mehr so genau hin!“ Jason schüttelte den Kopf.

„Nn-nein... dd-das glaube ich nicht. Ich glaube, viele tun Ddd... tun Dinge, die sie gar nicht tun ww-wollen. Viel-leicht so wie ich Dd-Dinge sage, wie ich sie nicht sagen will. Man muss immer genau zu-zu-hören... und auch... hinter... und auch hinter die Ww-Worte schauen.“

„Wer nimmt sich schon Zeit dafür?“ fragte Harold knapp.

„Zum...zum Bei-spiel... Javier.“ Gladys und Javier klatschten bejahend.

„Heute Nacht hast Du aber viel gesagt, Kumpel! Meine Bar bekommt Dir!“ Javier schob Jasons Pepsi beiseite (im Alkohol sah er den unerträglichen Übergang zwischen Trunkenheit und Nüchternheit) und schenkte ihm seinen feinsten Single Malt ein.

„Auf Dein Wohl, Kumpel! Auf dass Du uns in Zukunft nur noch vollquatschen wirst!“

Gladys zupfte Jason am Ärmel und wies ihn an, sich neben sie zu setzen. Ihr Gesicht sah verändert aus. Es hatte etwas Warmes, Mütterliches, etwas Weises, aber nichts Altes.

„Weißt Du, Jason, Schweigen ist nicht so langweilig, leer und unangenehm, wie viele glauben. Auch Du bist nicht langweilig, leer oder unangenehm. Schweigen schafft Raum für Gedanken, für Träume, für stärkeres Bewusstsein. Ja, für die Liebe! Wie viel können wir sagen, wie viel fühlen, wenn wir nie schweigen? Du bist auf dem richtigen Weg!“

Sie hob lächelnd ihr leeres Glas und sprach bedeutsam, als würde sie sich selbst zitieren: „Aus einer leeren Flasche Single Malt kann man nichts ausschenken!“

Javier füllte Gladys' Glas auf, die mit Jason zum ersten Mal auf das gemeinsame Wohl ansties. Wieder einmal schlich sich Mr. Meyers' Stimme in Jasons Kopf. Sie verschmolz mit Gladys' Worten, als sie zur nächsten Zigarette greifen wollte, sie schliesslich vergass und sich etwas längst Gewusstes laut vergegenwärtigte:

„Im Unausgesprochenen liegt auch viel Kraft. Man überdenkt, was man sagen möchte und prüft gewissenhaft, ob es gesagt werden soll.“ Verblüfft über ihre eigenen Gedanken fügte sie an: „Schweigen kann auch das Zögern des Gewissens sein.“ und drehte sich zu Harold.

„Ich hoffe, Du hast gut hingehört, Du alter, bornierter Greis!“

„So viel jünger bist Du nun auch wieder nicht!“ gab Harold zurück.

„Du bist ja ein Schwätzer! Wo waren nur meine Augen und Ohren! Darum geht's ja gar nicht, Harold! Wer nichts dazu lernt, ist ein Greis!“ Harold schmolte beleidigt vor sich hin.

„Da siehst Du's Jason! Genau das habe ich vorhin gemeint! Wenn Du willst, dass ein Schwätzer Dir zuhört, mache ihm ein Kompliment oder kritisiere ihn! Aber erzähl' ihm

nicht aus Deinem Leben!“ Sie schielte anklagend zu Harold rüber, der aus ihrem Leben so gut wie nichts wusste.

Mittlerweile war es früher Morgen. Alle waren angetrunken, aber nicht voll wie üblich um diese Zeit. Der Inhalt der Gespräche hinderte sie an der gewohnten Vieltrinkerei. Neue Gäste betraten die Bar. Ein Mann in zerknitterter Kleidung bestellte schwarzen Kaffee und einen Jack Daniels. Javier schien den mitgenommen aussehenden Mann gut zu kennen, der sich an einen Tisch in der Ecke setzte.

„Er hatte wohl wieder einen schwierigen Nachtdienst.“ klärte Javier auf, nachdem er die Getränke serviert hatte. Der neue Gast griff zu seinem Handy.

„Oh, das Gefühl kenne ich!“ gab Harold grinsend an. „So habe ich mich morgens auch in die Bar gesetzt, wenn ich in der *Nacht* nicht *bedient* wurde!“ Gladys brachte sein drecki- ges Lachen wieder auf die Palme.

„Du und Gefühl, Harold! Das ist so unvereinbar wie Intelligenz und Dummheit!“

„Was faselst Du jetzt von Intelligenz? Was hat die mit Bedienung in der Nacht zutun? Mein Gefühl sagt mir, dass Du zu oft am Tresen sitzt und zu selten im Bett liegst!“ Harold grinste immer noch dreckig und starrte unverhohlen auf Gladys' intime Stellen. Gladys waren die Zigaretten ausgegangen, aber nicht die Worte, die sie an alle richtete.

„Der Mann ist das reinste Paradebeispiel für jedes *schlechte* Beispiel! Ich sag' ja, dass der keinerlei Gefühl hat! Und Gefühle können genauso intelligent oder dumm sein. Jawohl! Glaubt mir, so ist es!“ Javier sah sie amüsiert, aber auch gespannt an. Sie hatte ihn in dieser Nacht mehrmals überrascht.

„Es gibt zum Beispiel Leute“, erklärte Gladys, „die sofort Feuer fangen, wenn sie nackte Haut sehen!“ Sie wies mit dem Daumen keck auf Harold. „Diese fantasiearmen Trieb-Abhängigen halten das dann für Leidenschaft, was sie im Prinzip auch ist! Aber...“ Javier wollte ihr ins Wort fallen.

„Aber...! Hört zu! Aber diese Leidenschaft ist ganz schnell wieder weg, wenn das Objekt ihrer Begierde plötzlich nicht mehr bloss in fleischlicher Gestalt vor ihnen steht!“

„Du meinst, wenn die Brüste nicht tief genug ausgeschnitten sind?“ scherzte Javier.

„Ach, halt doch den Rand! Wir wollen hier mal mit Niveau reden! Also, hört weiter: Denn es gibt auch Leute, die schon bei einem ehrlichen Lächeln, einer liebenswerten Geste oder einem netten Wort leidenschaftlich werden können. Solche Leute betrinken sich nicht in Bars, weil sie nicht ‚bedient‘ wurden. Sie trinken höchstens, weil sie sich wünschen, einen begehrten Menschen zu ‚bedienen‘. *Das, Gentlemen, meine ich mit Gefühlsintelligenz!*“

„Scheisse, Gladys! Wusste ja gar nicht, wie viel Du auf dem Kasten hast!“ rief Javier beeindruckt aus.

„Das kommt daher, dass Du mir immer nur in den Ausschnitt glotzt!“

„Dafür hast Du ihn ja! Oder etwa nicht?“

„Punkt für Dich! Wenn man sonst nicht mehr auffällt, bleiben manchen Frauen nur noch die Titten!“ Gladys blickte flüchtig auf sich herab und folgerte zynisch:

„Das große Dilemma in dieser verfluchten Stadt ist, dass zwei Gefühlsintelligente nicht gleich erkennen, wann sie aufeinandertreffen – oder wann sie die Gefühlsdummen erwischen!“

Gladys waren die Worte plötzlich ausgegangen. Sie hatte nach diesen keine mehr. Keine Worte, keine Zigaretten, keinen Single Malt. Was tun Menschen in einer Bar, wenn sie nicht mehr sprechen, rauchen und trinken können? Sie schweigen, sind still, sind sprachlos. Verloren sind Gedanken, unausweichlich die Gefühle. Wie überall, wo vollendete Tatsachen wie dunkle, schwere Wolken an einem vorüberziehen, an die man nicht heranreichen, die man nicht verändern kann. Gladys würde zum ersten Bibelsatz vermutlich sagen: „Am Anfang war das Gefühl.“ Nicht das Wort. Nicht der Gedanke. Harold, Gladys, Javier und Jason schwiegen jeder für sich am Tresen. Alle zusammen waren sie sich nicht uneinig, auch wenn sie nicht alle dasselbe sagten. Nur gibt es Dinge, die man nicht hören will, da man um sie weiß, aber keinen Einfluss auf sie hat. Harold schmolte immer noch ein wenig. Seine Gefühle aber waren nicht dumm. Auch nicht seine Gedanken. Es war die Wahrheit, als er sagte, dass er sich nicht an Worte, dafür an Taten hielt. Denn Harold handelte nicht, wie er sprach und wie er sich gab. Was er sagte, entsprach nicht seiner inneren

Stimme. Vielleicht, weil er glaubte, es seien ja nur Worte. Natürlich setzte er nicht auf Worte anderer Leute. Er ging ‚von sich aus‘. Javier sah an Gladys ein vollkommen neues Gesicht, hörte eine neue Stimme. Er hatte den Eindruck, dass er bisher nur ihre Lieblingsdrinks kannte, nicht wirklich die Frau, die sie regelmäßig bestellte. Jason sah auf die leeren Gläser am Tresen, die darauf warteten, dass man sie füllte. Ob das der Grund ist, warum es so viele Bars in der Stadt gibt? Vier leere Gläser standen nun vor vier schweigenden Menschen. Dieses Bild gab ihm ungewollt zu denken. Ein Bild von Leere und Stille. Auf den ersten Blick passte es nicht in die Bar. Sah man aber genauer hin, war es die Bar, die auf einmal nicht zu diesen Menschen passte.

Nach einigen Minuten räusperte sich einer nach dem anderen. Sie befreiten sich aus der Schwere des Schweigens. Was kann befreiender sein als die Leichtigkeit des Small Talks? Das dachten sich wohl alle. Alle, bis auf Jason. Die ersten Sonnenstrahlen schienen ins Halbdunkel der Bar. Die ersten Gedanken überkamen die Gäste an den Alltag, an die Arbeit, an die Stadt, vor allem aber an die totale Nüchternheit. Harold und Gladys verabschiedeten sich. Sie versprachen wiederzukommen. Javier zweifelte nicht daran. Es gab nicht viele Orte und Menschen, an denen man sich ganz zeigen und an diesen Ort, zu diesen Menschen, ohne Scham zurückkehren konnte. Jason gab ebenfalls sein Versprechen, wiederzukommen.

„Unser Tontechniker hat heute Nacht viel aufnehmen können!“ rief Javier mehrdeutig aus und wandte sich dem Gast in der Ecke zu, der bezahlen wollte. Jason polierte den Tresen. Im Hintergrund hörte er Javier seinen Namen sagen.

„Hey, Jason! Der Mann hier braucht Dich!“ Javier winkte ihn aus der Ecke zu sich. Der Gast, der erneut zum Handy griff, hatte es eilig und durchsuchte krampfhaft seine Jackentaschen. Jason trat an seinen Tisch. Sie schüttelten aneinander die Hände. Der Mann stellte sich knapp vor und kam gleich zur Sache.

„Ich höre, Sie sind Tontechniker! Das trifft sich gut! Ich habe zurzeit unglaublich viel um die Ohren! Muss zudem eine Veranstaltung organisieren! Eine Jahresversammlung! Viele Leute! Reden auf dem Podium! Das volle Programm eben, Sie kennen das ja! Wären Sie bereit, das zu übernehmen?“

„Ja, ka-kann ich machen.“ sagte Jason.

„Es sollte aber nicht allzu viel kosten. Ist für einen guten Zweck. Niemand von den Leuten verdient da was. Telefonseelsorge. Sie wissen schon.“ Jason sah den Mann überrascht an, der endlich in seiner Brieftasche gefunden hatte, was er suchte.

„Wenn Sie da was einrichten könnten, wäre das großartig, Mr..., jetzt hab' ich Ihren Namen vergessen! Mr...?“ Jason erschrak innerlich, tat aber so, als würde er über seine Bitte nachdenken. Er war manchmal immer noch völlig blockiert, wenn man ihn nach Dingen fragte, die er selbstredend wissen und sagen sollte. Da blieb keine Zeit, kein plausibler Grund für Täuschungsmanöver. Javier durchschaute ihn und antwortete an seiner

Stelle: "Mr. Gareth! Jason Gareth!" Der gehetzte Gast streckte dem Tontechniker seine Karte und einen Flyer entgegen.

„Melden Sie sich am besten bei mir! Auf dem Flyer steht, worum's geht! Wär' Ihnen sehr dankbar, wenn da was klappen könnte! Leider bin ich jetzt in Eile! Also, wir hören uns! Bye!“ Der Gast sprang energiegeladen hinaus, nachdem er eine Stunde zuvor erschöpft hineingeschlichen war. Jason betrachtete nachdenklich den Flyer und sagte ganz selbstverständlich, ohne es zu wissen, vor sich hin: „Auf Wiedersehen. Bis dann.“

Javier beugte sich ebenfalls neugierig über das Blatt Papier, das Jason derart in den Bann zog. Darauf las er Worte, wie ‚Jahresrückblick‘, ‚Erfahrungsberichte‘, ‚Anrufer-Statistik‘, ‚Bewerber‘. Über dem Text hing ein Logo. Konturen eines Ohrs und eines Telefonhörers. Ganz oben stand der Sinn gebende Name. Jason flüsterte: „The Listeners' Hotline“. Sein Flüstern klang wie eine Frage. Ein paar Jahre später sollte er die Antwort finden, nach dem er den Atem, den Takt und das Vertrauen in seine Worte gefunden hatte. Wie selbstverständlich.

Stimmen aus der Stadt

The Listeners' Hotline. Eine Telefonseelsorge in New York. Für Jason ließe sich diese Bezeichnung in ein Wörterbuch der unnatürlichen, unmöglichen Wörter einreihen. Ein Wörterbuch, das kein Verlag je gedruckt hat, das aber in den Köpfen aller Menschen einen festen Platz findet. Telefonseelsorge. Unnatürlich und unmöglich hätte das noch vor wenigen Jahren für ihn geklungen. Ein Telefon trug damals nicht zu seinem Wohl bei. Es hatte es nicht gut mit ihm gemeint und er nahm kaum etwas Gutes wahr, wenn er telefonieren musste. Sprechen, telefonieren, erzählen, fragen, antworten, rufen. Alles unnatürlich scheinende Worte, die von ihm verlangten, etwas schier Unmögliches zu tun. Heute sitzt er in einem Café unter Menschen, die all das tun. Das, was endlich auch er zu tun gelernt hatte. Gelernt. Aber längst nicht ausgelernt. Diese Erkenntnis hält ihm das Anforderungsprofil der Listeners' Hotline vor. Er bestellt sich nun den dritten Kaffee. Ohne Umstände. Ohne zu verstören, zu verärgern oder gar zu verletzen. Eine freie Stimme aber bedeutete noch nicht die absolute Freiheit von allen Umständen. Für Jason hingegen bedeutete sie den großen Fortschritt, frei von den unnötigen Umständen zu sein.

Umstände. Gibt es notwendige? Man sollte es nicht meinen. Doch man muss von ihnen ausgehen. Man darf sie nicht verleugnen, wenn sie schon schwer zu umgehen sind. Dass sie da sind, beweist schon, dass es eine Telefonseelsorge gibt. Eine Telefonnummer, unter der eine anonyme Stimme zu erreichen ist, die zur Seele eines anonymen Anrufers Sorge tragen soll. Seelsorge lässt sich nicht unter jeder Telefonnummer finden. Nicht bei jeder

Stimme. Nicht bei jedem erwachsenen Menschen. Jason, der in seinem Beruf vielleicht mehr als andere um die vielfältigen technischen und kommunikativen Möglichkeiten seiner Zeit weiß, kann nicht anders, als sich darüber zu wundern. Über die Möglichkeiten. Über seine Zeit. ‚Kommunikation‘. Das ist das natürlichste, wahrscheinlichste Wort jeder modernen Stadt. Unnatürlich und unwahrscheinlich ist das Wort ‚Sprachlosigkeit‘. Und doch beherrscht es den Alltag einer jeden Stadt. Auf seine Weise. Sinngemäß und natürlich. Lautlos, unbemerkt, unausgesprochen. Wie die Worte ihre Natur wechseln, so wechseln sie auch die Menschen. Sie scheinen ganz natürlich zu sein, so wie sie eben scheinen. Das, was sie in Wahrheit sind, ist zumeist das Unwahrscheinliche. Sie stellen sich auf eine Weise dar und auf eine andere Weise empfinden sie. Will man sie wirklich kennenlernen, reicht oftmals die Sprache allein nicht aus. Es ist viel Gespür und Interpretation nötig. Viel von dem, was ein menschenkundiger Barkeeper hat. Geduld. Fantasie. Scharfsinn. Javiers Rezept. Die richtige Mischung. Die aufrichtige Mischung, um in der Begegnung mit Menschen eine Art Heimat zu finden, nicht die Fremde. In der Fremde und unter Fremden sagen Menschen, was sie müssen. Sie sagen nicht das, was sie sagen möchten.

Schaute man durchs Fenster in eine Bar, eine Diskothek, einen Nachtclub oder in ein Casino und überblickte oberflächlich die Menschen, würden einem spontan folgende Stichworte einfallen: Verdrängung – Flucht – Unabhängigkeit. Verdrängung, wenn man von ihrer Suche nach Zerstreuung, Unterhaltung, Ablenkung und Spiel, kurzweiligem Spaß und gefühlsdummem Sex ausginge. Flucht, wenn man ihren Drang nach Betäubung,

nach Alkohol, Drogen oder den besonderen Kick ins Auge fasste. Unabhängigkeit, wenn man sie nach ihrem Streben nach Macht beurteilte, die Geld, Erfolg, Ansehen, Schönheit und Jugend ermöglichen können – und somit die Unabhängigkeit von der Zuwendung oder Abwendung ihrer Mitmenschen. Denn darum ginge es, würde man meinen: Die eigene Seele nicht anderen Seelsorgern überlassen zu müssen oder sich selbst um andere Seelen zu sorgen. Verdrängung, Flucht und Unabhängigkeit. Das scheinen die verschiedenen Wege zur Freiheit zu sein. Oberflächlich gesehen. Von außen. Aus der Ferne. Der wissende Blick eines Barkeepers würde mehr sehen. Er würde mit diesen Menschen sprechen, rauchen, trinken, lachen und weinen und das Unsichtbare sehen, das Sprachlose hören. Dann sähe und hörte er, dass sie für ihre Individualität und um Gemeinschaft kämpfen. Für würdevolle Selbstverwirklichung, für Freundschaft und Liebe und für die Freundschaft in der Liebe. Für Anerkennung und Zusammengehörigkeit. Dafür, dass man an sie glaubt und sie an andere glauben können. Dafür, dass ihr ganzes Leben eine Berufung sein möge. Jenes sinnvolle, gute Schicksal, das sie sich und anderen bereiten. Wenn er wollte, könnte er hinter jedem Menschen eine Tafel sehen. Ihre persönlichen, bedeutenden Texte. Rundherum könnte er die Stichworte, die Deutungen liefern. Er, der aufmerksame und wohlwollende Zuhörer.

Begleitet von diesen Worten, diesen Gedanken – oder sind es vielmehr Gefühle? – ist Jason in den Büros der Telefonseelsorge angekommen. Er sitzt vor einem Fragebogen, den er vor dem Interview ausfüllen soll. Bevor er sich den Fragen widmen kann, bedrängt zu-

nächst ihn die verlangende, zweifelnde, stille Frage, ob er wirklich erfüllen könnte, was er da ausfüllen sollte.

- Welche sind Ihre Gründe, Motivationen, um diese Aufgabe zu übernehmen?
- Haben Sie die Fähigkeit und Bereitschaft, sich mit Ihrer eigenen Geschichte auseinanderzusetzen?
- Stecken Sie selbst noch in unbewältigten Problemen? Wenn ja, können Sie damit umgehen?
- Haben Sie eine offene Weltanschauung und vermitteln Sie diese ihren Mitmenschen, unabhängig von deren Alter, Geschlecht, Lebenswandel, Kultur oder Konfession?
- Können Sie schweigen und unvoreingenommen und aufmerksam zuhören?
- Fällt Ihnen der Umgang mit Menschen und mit der Sprache leicht?
- Wie groß ist Ihre Belastbarkeit? Wo sind ihre Grenzen?
- Können Sie sich und andere richtig einschätzen? (Selbst- und Fremdverständnis)
- Haben Sie eine gute Allgemeinbildung, insbesondere im psychosozialen Bereich?
- Sind Sie zur Selbstkritik bereit, um sich für diese Aufgabe zum Wohle der Gemeinschaft weiterzuentwickeln und weiterzubilden?

Diese und andere Fragen stellt die Telefonseelsorge, stellen im Grunde die Anrufer, die Menschen der Stadt. Jason legt seinen ausgefüllten Fragebogen drei Interviewern vor. Eine Frau und zwei Männer, alle mittleren Alters, begrüßen ihn, prüfen die Voraussetzungen auf dem geduldigen Papier und widmen sich schließlich der Wirklichkeit – dem Menschen, der vor ihnen sitzt. Jason wird seine Aufgabe noch einmal eingehend erklärt. Es werden ihm Auszüge aus Erlebnisberichten vorgelesen und die häufigsten Konflikte erläutert. Einer dieser Konflikte ist der dauernde Gedanke an den Suizid. Jason erfährt, dass Selbstmordgedanken und –absichten historisch die erste Telefonseelsorge begründet hatten. Mitte des 20. Jahrhunderts stieg die Selbstmordrate in Großstädten auffallend hoch an.

Noch heute ringen zahlreiche Anrufer der Stadt mit ihrer tiefdunklen Sehnsucht nach selbstzerstörerischen Handlungen, wie der Sucht, Selbstverletzung oder dem Freitod. Sie spüren sich nicht mehr, sagen sie, als wären sie zwar da, aber nicht ganz am Leben. Gespenster. Nichtig. Unsichtbar. Sprachlos. Andere Anrufer haben mit schweren psychischen Problemen zu kämpfen, mit existenziellen Sinn- und Glaubenskrisen. Mit Beziehungen, in denen stumpfe Gleichgültigkeit, rohe Gewalt, Verrat, seelische und/oder körperliche Grausamkeiten der Alltag sind. Ein Alltag, in dem sich manch anderer Anrufer von unüberwindbaren zwischenmenschlichen, familiären und beruflichen Problemen überhäuft sieht. Dann gibt es Anrufer, die über ihre Trauer und den Tod von geliebten Menschen nicht hinwegkommen. Besonders Menschen, die sich in der zweiten Hälfte ihres Lebens befinden, die auch von einschränkenden Krankheiten und der gesellschaftlichen

Ausgrenzung von alternden, kranken oder behinderten Menschen stark belastet werden. Viele, vorwiegend ausländische Anrufer bemühen sich unter persönlichen und finanziellen Opfern um Integration. Viele sprechen von schwerer Armut angesichts des Reichtums, des Überflusses um sie herum. In einer modernen Stadt, die immer mehr bebaut wird, anstelle zuerst die Armut und soziale Ungerechtigkeiten abzubauen. Nicht wenige suchen Rat bei sexuellen Problemen, wo Wille und Gefühl nicht im Einklang sind. Am schwierigsten kann man mit Anrufern umgehen, die in den Hörer einzig verbale Aggressionen, Beschimpfungen oder Weinkrämpfe entladen. Mit Anrufern, die lediglich vor sich hin schweigen, höchstens leise schluchzen, nichts sagen und wieder auflegen. Eine Telefonseelsorge kann aber auch zum Ersatz für einen Beichtstuhl werden, für ein Polizeirevier. Über die Telefonleitung werden dann schlimmste Verfehlungen, mitunter auch kriminelle Vergehen offenbart oder gar angekündigt. In solchen Situationen werden dem ‚Zuhörer‘ seine Grenzen, aber auch seine Möglichkeiten besonders bewusst. Der Zuhörer ist kein Zauberer. Er kann Probleme und Sünden nicht verschwinden lassen, noch kann er sie eigenmächtig verhindern. Was er aber kann und tun muss, ist, Kräfte weckende Impulse für Lösungen zu geben. Durch sein Zuhören gibt er dem Anrufer Gelegenheit, seinen Zustand, seine Tief- und Brennpunkte im Leben endlich in Worte zu fassen, vielleicht auch Distanz zu gewinnen und neue Perspektiven einzunehmen. Wenn Menschen beschreiben können, was sie beschäftigt, können sie klarer erkennen, warum es sie beschäftigt und wie sie damit umgehen sollen. Die Erfahrung von Zuwendung, Ermutigung, Anteilnahme und Trost kann ihnen Lebensmut geben. Den Mut, die eigenen seelischen und geistigen Kräfte wieder zu entfachen und alles Übel zu überwinden. Der Kern ihrer Beweggründe für ih-

ren Anruf ist die Hoffnung auf eine Stimme, die ihnen den Glauben schenkt, den sie verloren haben. Jenen alles entscheidenden Glauben an sich selbst. An die eigene Stärke, die sich aus sich selbst heraus wiedergewinnen kann.

Eine Telefonseelsorge braucht Menschen, Bewerber, die den Kern dieser Aufgaben nie aus dem Blickpunkt verlieren. Den Blickpunkt, der ihnen aufgrund ihrer Persönlichkeit zueigen geworden ist. Naheliegend ist es deshalb, dass auch Jason Fragen zu diesen Konfliktthemen gestellt werden, zu seiner Haltung und geistigen wie seelischen Beweglichkeit zu diesen Themen. Fragen aber auch zu seiner Person und seinem Leben. Jason beantwortet sie alle bewusst und ehrlich. Alle. Bis auf eine. Dass er jemals stotterte, verschweigt er. Nicht aus einer Verdrängung oder Flucht heraus. Er will nicht verstören, keine Umstände machen, keine unnötigen Fragen aufkommen lassen. So hält er es mit allen Menschen, die ihn in der Vergangenheit nicht kannten. Es gibt schon genug Sprachlosigkeit und Verstörung in der Welt. Soeben hat er gehört, was die Stimmen der Stadt rund um die Uhr, anonym und verstört mitteilen. Oft lautet der erste Satz:

„Ich kann mit niemandem sonst darüber reden.“ oder „Ich kann mit anderen Menschen nicht frei sprechen.“ oder „Für meine Probleme bin ich sprachlos.“

Eine beruflich sehr erfolgreiche Frau, die sich mehrmals im Jahr bei der Hotline meldet, erklärte es so:

„Die Leute reden zwar andauernd, aber man kommt nicht dazu, zu sagen, dass man verzweifelt ist. Und käme man dazu, würden sie einem gar nicht gern zuhören wollen.“

Kaum wahrnehmbar scheinen auch die Probleme älterer Menschen in heutigen Städten zu sein. Ein Pensionist rief eines frühen Morgens die Telefonseelsorge an, weil er es nicht mehr ertragen konnte, aus dem Haus zu gehen. Nicht als alter Mensch, klagte er:

„Ich kann sehr wohl mit dem Alter umgehen! Aber die Jungen können's nicht! ‚Komm Opa, lauf schneller oder geh' aus dem Weg' rufen sie einem zu. Keinen Respekt vor dem Alter, heißt keinen Respekt vor dem Leben zu haben! Sie sehen Menschen wie mich gar nicht mehr! Sie... Sie sehen durch jemanden... wie mich hindurch. Als wäre ich ein... ein lästiger, spukender Geist, der diese Welt schon längst hätte verlassen sollen, aber damit – wie *sie* meinen – nicht umgehen kann! Glauben die denn tatsächlich, dass *sie* nie alt werden? Für immer jung und gesund bleiben? So, wie sie *heute* sind? Wenn das so wäre... ja, wenn sie das glauben, dann sind *sie* die Geister! Dann leben sie gar nicht!“

Jason bekommt mehrmals zu hören, dass alle diese Anrufer vor allem unter ihrer Scham und Angst leiden. Irgendwie scheinen sie zu glauben, sobald sie ihren Kummer in ihrem direkten Umfeld aussprechen würden, dass er für alle sichtbar wäre, wie eine

Krankheit, von der sich andere anstecken könnten. Und niemand will sich anstecken lassen. Die Anrufer sagen dann einer fremden Stimme für gewöhnlich alle diese Dinge, bei denen sie sonst lügen, die Fassung verlieren, schweigen oder so tun, als wären sie für sie nicht von großer Bedeutung. Viele Menschen sind bewusst oder unbewusst einsam in ihren Sorgen und haben keinen Zuhörer, mit dem sie über alles reden können, ohne verurteilt oder herabgesetzt zu werden. Sie greifen zum Telefonhörer, weil sie einen Mitmenschen brauchen, der einfach nur da ist, der sich für ihre Belastungen interessiert und sich ihrer mit Kopf und Seele annimmt.

Zwei Jahre später sitzt Jason im Büro der New Yorker Telefonseelsorge. Es ist Wochenende. Er hat Nachdienst und einen der vielen typischen Anrufe. Anfangs sind es immer jene umständlichen Dialoge, die ihn an seine Vergangenheit, an seine umständlichen Szenen beim Einkaufen oder Telefonieren erinnern.

Jason: „The Listeners' Hotline – Hier spricht Jason!“

Anruferin: – Langes Schweigen – „Ha-hallo?“

Jason: „Hallo! Wie kann ich Dir helfen?“

Anruferin: „Weiß nicht. Ich... ich weiß... weiß gar nichts mehr.“

Jason: „Das glaube ich nicht. Jeder weiß sehr viel. Erzähl mir einfach, was

Dich beschäftigt.“

Anruferin: „Jetzt weiß ich gar nicht, wie... was ich sagen soll.“

Jason: „Lass' Dir Zeit und sag' einfach, was Du sagen *kannst*.“

Anruferin: – Schweigen – „So weit ist es mit mir gekommen! Jetzt ruf' ich einen Wildfremden an, der mir zuhören soll.“ – Schweigen –

Jason: „Das ist ganz und gar nicht ungewöhnlich. Menschen lernen voneinander. Wir sind uns nicht so fremd, wie wir glauben.“

Anruferin: „Von mir kann man nichts lernen. Ich tue immer nur das, was andere von mir wollen. Habe Angst zu sagen, was ich will.“ (weint)

Jason: „Was willst *Du*?“

Anruferin: „Ich möchte... ich will ich selbst sein. Nicht jemand, den andere in mir sehen wollen. Ich will in meinem Leben frei sein. Mich gut fühlen und das Gefühl haben, dass ich es verdiene.“

Jason: „Siehst Du, wie viel Du weißt?! Noch bevor ich Dir irgendetwas raten konnte! – Du hast ein Recht auf Deinen Willen. Deine Freiheit. Dein Glücklichein. Wenn Du es auch anderen zusprichst.“

Anruferin: „Aber es ist so schwer zu wissen, was man will. Weil... weil man andere damit verletzen kann.“

Jason: „Wen verletzt Du damit?“

Anruferin: „Meinen... meinen Freund zum Beispiel. Vor allem meinen Freund. Ich... kann nicht mehr. Kann nicht mehr Dinge wollen, die ich nicht will. Wenn ich ihn dann verlassen will, wird er ganz anders. Tut nur noch, was ich will und ich fühle mich dann so schlecht dabei. Ich muss noch dazu sagen: Er hat eine Waffe. Oft hat er gesagt, er erschießt sich, wenn ich ihn verlasse. Er sagt, er liebt mich und kann ohne mich nicht leben. Aber ich... – Schweigen / Weinen –

Jason: „Aber Du kannst nicht mit ihm leben.“

Anruferin: „Nein... kann ich nicht. Ich darf ihm das so nicht sagen. Ich fühle mich dann herzlos. Als schlechter Mensch. Auch wenn ich weiß, dass er diese schlimmen Fehler macht. Ich glaube dann manchmal, dass ich es verdiene, weil ich so bin, wie ich halt bin.“

Jason: „Niemand soll gezwungen werden, zu fühlen, was er nicht fühlt – zu wollen, was er nicht will. In der Liebe müssen zwei Seelen, zwei Körper frei sein. Es ist eine traurige Form der Liebe, wenn sie durch Schuld oder anderes erkaufte wird. Liebe wird geschenkt. Sie hat keinen Preis.“

Anruferin: „Aber wie soll er ohne mich leben? Wenn er sich was antut... das könnte ich mir nie verzeihen!“

Jason: „Und wie lebst Du *ohne Dich*? Ohne über Dich selbst bestimmen zu können?“

Anruferin: (weint) „Gar nicht... Ich... ich hab auch schon gedacht, ich bringe mich um. Aber das wäre dasselbe, wie wenn ich ihn verlassen würde.“

Jason: „Du würdest Dein Leben verlassen, nicht ihn. Du würdest alles aufgeben, was Du willst. Dein Wille zu leben, muss von Dir abhängen, nicht von ihm oder anderen. Und sein Lebenswille muss von ihm abhängen, nicht von Dir. Wenn er Dich wirklich liebt, wird er Dich gehen lassen. Dir keine Schuld aufladen. Dir ein Glück ohne ihn gönnen. So kann er Dir die einzige Liebe geben, die Du von ihm noch willst.“

Anruferin: (schweigt nachdenklich) „Ja, vielleicht... vielleicht ist *das* das Problem. Dass wir schon so lange zusammen sind, dass er glaubt, für immer allein zu bleiben. Ich denke, er kann nicht allein sein. Er fordert so viel, dass ich mich vergesse.“

Jason: „Er muss auch allein sein können! Jeder muss das. Wer es mit sich nicht aushält, mit dem kann es niemand aushalten. Er muss an sich arbeiten, sich verändern, einen neuen eigenen Weg gehen und Dich

Deinen gehen lassen. Du kannst ihm anbieten, ihm auf seinem Weg zu helfen. In Freundschaft. Es liegt aber an ihm, herauszufinden, was er will, unabhängig von anderen Menschen. Indem er Dich erpresst, sagt er nur, was er nicht will. Selbstverantwortung.“

Anruferin: „Ja...“ – Nachdenkliches Schweigen –

Jason: „Sprichst Du mit Deinen Freunden oder Deiner Familie darüber?“

Anruferin: „Meine Freunde wollen nichts mehr davon hören. Ein paar sagen, ich bin blöd und selber schuld. Andere sagen, so schlimm sei er nicht.“

Jason: „Diese Freunde leben aber nicht mit ihm. Sie wissen nicht, wie das Leben mit ihm für Dich aussieht. Nicht wirklich. Du weißt es. Du weißt, was Du willst! Also, tu', was Du willst! Lebe Dein Leben nach Deinen Empfindungen! Deine wahren Freunde werden wollen, dass Du glücklich bist!“

Anruferin: „Stimmt eigentlich...“ – Nachdenkliches Schweigen –

Jason: „Halte Dich an Menschen, die Dich gern glücklich sehen! Die dazu beitragen, dass Du glücklich bist. Und vertraue Dir selbst genauso wie diesen Menschen! Dein Freund ist auch nicht glücklich mit Dir, wenn er Dich unglücklich macht – und so ist es auch umgekehrt.“

Anruferin: – Schweigen / Zögern – „Hm... warum kann man nicht mit jedem so reden? Nicht mit allen, die man lange kennt? Das ist doch beschämend und es macht einem Angst...“

Jason: „Du sollst Dich nicht schämen und keine Angst haben. Wir beide überlegen uns nun, wie Du Dein Leben verändern, es glücklicher gestalten kannst...“

Jason schreibt keine Erfahrungsberichte. Schon gar nicht die Beschämenden, Erschreckenden, Bedrohlichen. Er spricht sie auf Tonbänder. Alles spricht er in ein Tonbandgerät, was er verstehen will oder verstanden hat. Unnatürlich und doch wahrscheinlich erscheint es ihm, dass er, während er seine Erlebnisse erzählt, sie aufzeichnet und sich anhört, selbst ein Ratsuchender, ein Lernender ist. *Niemand weiß, wie viel er eigentlich weiß*, hat er in den letzten Jahren gelernt. In offenen Gesprächen offenbaren sich ihm und den Anrufern Wissensbereiche, die sie immer schon geahnt, gefühlt haben. Nur wenn man anderen und sich selbst bewusst und wahrhaftig zuhört, kann man dem nahe kommen, was man ‚weise‘ nennt. Reich an Erfahrung. An Menschlichkeit. An Sinn. An Bedeutung für die Welt, die in ihren Anrufern und Zuhörern liegt, wo und wie auch immer sie Verbindung aufnehmen.

Nach Stunden in solchen schwierigen Telefongesprächen geht Jason nachts oft in eine Bar. Nicht ins Cosmopolitan's. Nicht, wo man ihn kennt, wo er zum ersten Mal von den Listeners gehört hatte. Er muss sich jetzt selbst zuhören können. Was er jetzt denkt und

fühlt und was er in den letzten Stunden zu welcher Seele gesagt hatte. Wie gern würde er manchmal die Zeit zurück drehen, den einen oder anderen Anrufer noch einmal am Hörer haben oder dem einen oder anderen Menschen aus seiner Vergangenheit erneut begegnen. Ihn besser verstehen. Besser handeln. Besser zu ihm sprechen. Wenn er an die Gegenwart und an die Zukunft denkt, denkt er immer auch an die Vergangenheit. Für ihn sind sie auf natürliche Weise untrennbar. Trennte er sie, könnte er weder die Vergangenheit noch die Gegenwart verstehen, noch eine Zukunft erahnen oder erschaffen. Untrennbar mit allen Zeiten sind für Jason auch die Menschen und ihre Stimmen, an die er oft denkt. An die Stimmen, von denen er lernte, wie man es richtig macht, aber auch an Stimmen, durch die er lernen konnte, wie man es auf keinen Fall machen darf. Letzteres zu lernen ist der große Vorteil, wenn man sich angewöhnt, wirklich allen Menschen aufmerksam zuzuhören. Zumindest hat Jason heute in Gedanken an Menschen und Stimmen aus seiner Vergangenheit das Gefühl, dass er angesichts schlechter, menschlicher Beispiele das Beispielhafteste, das Lehrreichste entnehmen konnte.

Er denkt an Henry Meyers, der in den Worten wohlwollender Menschen Wunder sah;

an Anastasia, die ahnte, dass man es sich nicht in seinen Schwächen bequem machen darf;

an Roger Borrowes, der sich nur in der ersten Reihe mutiger und unbezwingbarer glaubte;

an Ilja Aleksandrewitsch, der auf seine Art Seele und Zunge lockern konnte;

an Mr. Radio, der immerzu sprach, aber viel zu wenig wahrnahm;

an Audrey, die sich und ihn davon überzeigte, dass jeder Mensch ein Zauberer sein kann;

an Javier, der aus seiner Bar eine Heimat, ein Zuhause für jeden machen wollte;

an Harold, der Menschen nach ihren Taten, nicht nach ihren Worten beurteilte;

an Gladys, die vergessen hatte, wie viel sie wusste und zu sagen hatte.

Jason hatte ihre Stimmen gehört, sie gewogen, sie nicht vergessen. Er hatte ihre Wahrheiten angenommen, aber auch überdacht, geprüft und für sich vervollständigt oder revidiert. An ihm liegt es nun, frei zu sein, seiner eigenen Stimme die richtigen Worte zu geben, sich mit allen seinen Sinnen den Mitmenschen zu widmen. Mitmenschen, die sich in seiner Gegenwart selbst mögen können. Sein Blick aus dem Fenster der Bar folgt nun den vorbeigehenden Menschen der Stadt, die er erzählen, plaudern, streiten, fluchen, schweigen, fragen und antworten hört. Er sieht diesen Menschen lange zu. Ungewollt, aber willkommen erscheint Henry Meyers' Tafel in seiner Vorstellung, auf der andere, bedeutende Worte stehen. Worte, die nichts Neues sagen, da es nur eine ‚Lektion des Lebens‘ gibt. Doch in ihren unbegrenzten Möglichkeiten können Worte immer wieder neue Wunder bewirken. Wir Menschen müssen bei allen unseren Begegnungen nur genau hinsehen, genau hinhören, wenn wir denken, fühlen und... bevor wir sprechen.

D.H. Lawrence

„Unmoralisch ist nur, lebendig tot zu sein;
Sonnenerloschen und eifrig bemüht,
die Sonne auch in anderen auszulöschen.“